

DÜSSELDORFER
DEBATTE
Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

1/86
Januar

Wer den fliegenden Vogel treffen will, muß ruhig zielen, gelassen
muß er auf dem Sekundenzeiger sitzen, der das Vergangene vom
Zukünftigen trennt, und muß mutig in den luftleeren Raum
schießen, auf daß der Vogel ins Geschoß hineinfliege und das
Wirkliche ihm in die Hand falle.

(Heinrich Böll)

Redaktion: Michael Ben, Thomas Neumann
Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3613360

Matthias **Beltz**, geb. 1945; Kabarettist und Publizist; u. a.: Vorläufiges Frankfurter Fronttheater; u. a.: *Pflasterstrand*

Christoph **Hein**, geb. 1944; Schriftsteller, Berlin (DDR); u. a.: *Drachenblut* (*Der fremde Freund*), Novelle, 1983; *Das Wildpferd unterm Kachelofen*, Kinderbuch, 1984; *Horns Ende*, Roman, 1985; Stücke.

Bradley S. **Klein**, Ph.D., geb. 1954.; Ass. Prof. für Internationale Politik an der St. Lawrence Univ./Potsdam State (USA); nebenbei Sportjournalist.

Hans **Platschek**, geb. 1923; Maler und Publizist, Hamburg; u. a.: 1981 *Retrospektive im Nikolay*, Kopenhagen; Über die Dummheit in der Malerei, Suhrkamp 1984.

Helmut **Ridder**, Dr. jur., Dr. h. c., geb. 1919; Prof. für Öffentliches Recht und Wissenschaft von der Politik in Gießen; u. a.: Beiträge im Alternativ-Kommentar zum Grundgesetz, 1984.

Michael **Springer**, Dr., geb. 1944; Physiker und Schriftsteller, Aachen; *Was morgen geschah*, Roman, 1979; *Bronnen*, Roman, 1981; Hörspiele; *Leonardos Dilemma*, Roman, erscheint Ende Februar bei Hoffmann und Campe.

Uwe **Timm**, geb. 1940, Schriftsteller, München; u. a. *Morenga*, Roman, 1979; *Der Mann auf dem Hochrad*, 1984.

Frank **Unger**, Dr. phil., geb. 1945; wiss. Mitarbeiter am John-F.-Kennedy-Institut für Nordamerikaforschung der FU-Berlin; zuletzt: Politische Ökonomie und Subjekt der Geschichte, Frankfurt, 1985.

Rafael de la **Vega**, Dr. phil., geb. 1930; Jurist, Literaturwissenschaftler in Gießen; u. a.: *Austromarxismus* (mit H. J. Sandkühler), 1970; *Marxismus und Ethik*, 1970; *Ideologie als Utopie – Der hegelianische Radikalismus der marxistischen 'Linken'*, 1977.

ISSN 0176-7232

DÜSSELDORFER DEBATE

Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald
Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, Telefon 0211/3613360
Konto 5717004 Deutsche Bank (BLZ 30070010)

Erscheinungsweise: monatlich (außer Juli/August)
Abo-Heftpreis 12,- DM (einzelne 15,- DM) + Versandkosten
Kündigung mit Dreimonatsfrist zum Ende des jeweiligen Abonnement-Jahres.

Copyright ©: Verlag Michael G. von Bentivegnii-W. / Anzeigenpreisliste 1/84
Gestaltung: Kurt Weidemann / Satz: Konkret / Druck: Plitt, Oberhausen
Vertrieb: inter-abo, Postfach 1449, 2054 Geesthacht

Editorial	2
Helmut Ridder Zur Korrektur deutsch-juristisch-weltanschaulicher Mutmaßungen über die Friedensstaatlichkeit der und in der Bundesrepublik Deutschland	3
Matthias Beltz Spiel nicht mit den Staatsorganen	9
Peter Maiwald Vivat Majakowski	12
Michael Springer Wissenschaft, Technik, Intelligenz	13
Bradley S. Klein / Frank Unger American Football	24
HARAKIRI	34
Hans Platschek Der erste, der zweite und der dritte Blick Erkennen und Wiedererkennen	35
Peter Maiwald Notizbuch 9	42
Christoph Hein Zu einem Satz von Anna Seghers	43
Rafael de la Vega Die Stimme, die in der Wüste dröhnt Ernst Bloch — Prophet im Niemandsland	51
Uwe Timm Der Lauschangriff (Hörspiel)	63
Thomas Neumann Nicht Gutes besser —, Schlechtes anders machen. Sowjetunion heute — Zeitschriftenschau	76

Daß Peter Maiwald nicht mehr als Redakteur genannt wird, entspricht unserer Arbeitsteilung, wie sie sich während des zurückliegenden Jahres herausgebildet hat, nicht etwa veränderten Positionen unter den DEBATTE-Gründern. Er bleibt Herausgeber.

*
Im Dezember hat Walser mit einer wunderlichen Rede die neue Gewerkschaft IG-Medien aus der Taufe gehoben und seine Klage gegen Privatsender als »größte Beeinflussungspotenz unserer Geschichte« vorgetragen — keine Rede von katholischer Kirche, faschistischer Propaganda, den heimlichen Besitzern der weltgrößten Presseagenturen u.v.a. »DreiBig Kanäle«, so rechnet Walser vor, »können für die Bundesrepublik pro Jahr 110000 Programmstunden zur Verfügung stellen. Ein Menschenjahr hat aber leider nur lächerliche 8760 Stunden. Also auch wenn wir Tag und Nacht hinkochen, das Verhältnis von Angebot und Nachfrage-Möglichkeit ist und bleibt grotesk« — kaum grotesker, als wollte Walser alle jährlich neu veröffentlichten Bücher lesen.

Walser sorgt sich in seiner Rede zur Medien-Gewerkschaftsgründung ausschließlich (von einigen rhetorischen Blumengaben abgesehen) um die Wirkung von Schriftstellern als Philosophen an der 'Gegenmacht' und klagt einen Öffentlichkeitsbegriff Marke Paulskirche-1848 ein. Aus einem weniger altertümelnden Rollenverständnis nur zwei diskussionswürdigere Überlegungen (gefunden im FAZ-Magazin und in der ZEIT) zum Kontrast. Günter Gaus: »Im Gefühl, dabei gewesen zu sein, entwickelt der Zuschauer die Arroganz des Eingeweihten, die Anmaßung, in allen Themen sich auszukennen. Ich denke, daß das die politische Kultur eines Landes verändert. Das Fernsehen bewirkt eine Pseudodemokratisierung.« Und Umberto Eco: »Es gibt keine historischen Beispiele für ein Zuviel an Information, nur für ein Zuwenig. Wir werden auf jeden Fall lernen müssen, Informationen auszuschließen.« Schließlich macht Walser doch noch einen Versuch, »nicht im 19. Jahrhundert stehen zu bleiben«: »Ich weiß auch, daß ich nicht meine ganze Ohnmacht in einer Gewerkschaft unterbringen kann und dann fein heraus bin.«

Und wie dieses Thema mit dem nächsten zusammenhängt, liest sich in der UZ vom 27.12.85 wie folgt: »Um so mehr verdient hervorgehoben zu werden, daß mit der Gründung der IG-Medien jetzt eine entscheidende Voraussetzung geschaffen wurde, damit die Arbeiterbewegung im Bündnis mit der Intelligenz aus Kultur und Medien der Herausforderung der Herrschenden wirksam....«

Mit Michael Springers Aufsatz wollen wir die Arbeit von Franziska Wiethold (DEBATTE 11/85: Stabilität und Wankelmut — Mythen um den Kern der Arbeiterklasse und die Intelligenz) fortsetzen. Noch implizit ist dort u.a. vorgeführt, daß sich die Intelligenz, hier die wissenschaftlich-technische, zum gewerkschaftlichen Organisationsgrad nicht sinnvoll in Beziehung setzen läßt, wenn diese Beziehung als 'Bündnis' zwischen Arbeiterklasse und irgendetwas ihr Äußerlichem gedacht wird. Daß die Arbeiterklasse selbst sich der kapitalistischen Dynamik entsprechend verändert, wird außerhalb des unfreiwillig dritten Weges immer rund um den Proletkult-Tempel an jeder Ecke evident. Die Frage ist, wie?

Die Alternative führt direkt auf den Arm von Matthias Beltz — siehe seine Schlußfolgerung, zur herrschenden Klasse zu gehören. Diese würde sich folglich durch ihr Wachstum zunächst um Unseresgleichen, dann um mindestens zwei Drittel der übrigen Gesellschaft selbst abschaffen. Das gibt Gedrängel auf Walsers demokratisiertem Philosophenthron.

Wo ein Esel ist, ist auch eine Brücke.

Maria Vonderbank

»Sicherheitspolitische Entscheidungen sind immer auch mit Rechtsfragen verbunden — das haben die juristischen Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit »Nachrüstung« und »Stationierungsherrbst« erneut verdeutlicht. Friedenssicherung, diese grundlegende Aufgabe von Jurisprudenz überhaupt, wird hier mit doppelter Bedeutung zum verpflichtenden Ziel allen Rechtshandelns.

In den völkerrechtlichen Bindungen der Bundesrepublik Deutschland, in ihrem Grundgesetz sowie in ein fachen Gesetzen findet sich eine Reihe von Normen, die eine kriegerische Austragung zwischenstaatlicher Konflikte verhindern sollen. Aber wären diese Normen durchsetzbar angesichts eines weit umfangreicheren Corpus von Normen »für den Spannungsfall«?

Ein Blick in die Geschichte zeigt, daß Gesetze und Verträge bisher Kriege nie haben verhindern können; bestenfalls könnten sie deren Ausbruch verzögern. Sind also Erwartungen an die friedenssichernden Fähigkeiten des Rechts eine illusionäre Selbstüberschätzung der Jurisprudenz, die das Feld besser der Außenpolitik überlassen sollte? Oder müssen wir die historische Erfahrung als Auftrag verstehen, rechtzeitiger, gründlicher und vor allem anders als bisher nachzudenken? Ein solches Umdenken ist erfahrungsgemäß schwer — aber liegt nicht in dieser eher unwahrscheinlichen Möglichkeit ohnehin die einzige Chance, den nächsten Krieg, der der letzte wäre, zu verhindern?

Alle außenpolitischen Konflikte haben ihre Wurzeln in der innergesellschaftlichen Verfaßtheit der beteiligten Staaten. Vielleicht hat das Recht hier, weit im Vorfeld einer akuten außenpolitischen Krise, die wichtige Aufgabe, zu innerstaatlicher Friedensfähigkeit beizutragen?

Die Tagung kann diese Fragen nicht beantworten. Aber indem sie unterschiedliche Positionen in ein Gespräch miteinander bringt, kann sie die Fragen ver deutlichen und weiterwirkende Anstöße geben. Sie wendet sich an alle, die im Zusammenhang mit sicherheits- und feldspolitischer Arbeit als Juristen oder Nicht-Juristen mit Rechtsfragen in Berührung kommen. Es geht zunächst darum, einen Überblick über die in diesem Zusammenhang diskutierten Rechtsfragen zu gewinnen und die dabei gesammelten Erfahrungen zu einer realistischen Einschätzung der Möglichkeiten und Grenzen rechtsförmiger Friedenssicherung zusammenfließen zu lassen. Vor diesem Hintergrund können sich dann auch Ausblicke auf künftige rechtspolitische Initiativen ergeben. Dabei soll die übergreifende verfassungsdogmatische Frage mitbedacht werden, ob es möglich und sinnvoll ist, den in unserer Rechtsordnung verankerten Friedensgeboten den Rang eines Verfassungsprinzips 'Friedensstaatlichkeit' zuzusprechen.«

Nach dieser Vorgabe wurde Anfang Dezember 1985 auf Einladung der Evangelischen Akademie Hofgeismar über »Rechtsordnung und Friedenssicherung in der Bundesrepublik Deutschland« diskutiert. Der folgende Aufsatz lag dem Referat des Autors zugrunde.

Helmut Ridder

Zur Korrektur deutsch-juristisch-weltanschaulicher Mutmaßungen über die »Friedensstaatlichkeit« der und in der Bundesrepublik Deutschland

I. Was man — mit einem zwar schiefen, aber geläufigen und deshalb hier benutzten Ausdruck — so als den »Tenor« der uns gedruckt vorliegenden Legende zu dieser Veranstaltung (»Friedensstaatlichkeit — Rechtsordnung und Friedenssicherung in der Bundesrepublik Deutschland«, Tagung in der Evangelischen Akademie Hofgeismar, 29. Nov. — 1. Dez. 1985) bezeichnen könnte, läßt sich komprimiert etwa so wiedergeben: Gesetze und Verträge, Recht und Rechtsordnung überhaupt, haben bislang kaum, viel-

leicht nichts, zur effektiven Friedenswahrung und Kriegsverhinderung beitragen können. Warum? die »Jurisprudenz«, deren »grundlegende Aufgabe die »Friedenssicherung« ist, hat ihr Soll nicht erfüllt; helfen wir ihr also auf die Sprünge — wir, die wir teils Juristen, und zum anderen Teil, als Nicht-Juristen also, am Ende gar die besseren Juristen sind! Am besten und nachhaltigsten dadurch, daß wir die »Jurisprudenz« einschwören auf die »Friedensstaatlichkeit«, den zu Unrecht unbenannten und latent gebliebenen Leitstern von Recht und Verfassung überhaupt: »Justitia et pax osculantur!«, wie auf einer wunderschönen mittelalterlichen Medaille auch bildlich veranschaulicht!

Lassen wir dahingestellt, ob die beiden hohen Frauen sich in der realen europäischen Geschichte je geküßt haben (und wenn ja, warum? wenn aber nein, warum nicht?); und seien wir dafür um so sicherer, daß einer von dieser erhabenen Vision beflügelten *Initiative zur Ergänzung des Grundgesetzes* für die Bundesrepublik Deutschland (im Verfahren nach Art. 79 GG) kaum unüberwindliche Hindernisse im Wege stehen würden, dem Vorschlag also, Art. 20 Abs. 1 GG solle in Zukunft lauten: »Die Bundesrepublik Deutschland ist ein demokratischer und sozialer Bundes- und Friedensstaat« (»friedliebender Staat« geht ja nicht, weil »friedliebend« durch die da im Osten negativ besetzt ist, die nach der Vorstellung der politischen Klasse — und danach auch von Hinz und Kunz — in diesem unserem Lande »friedliebend« sagen, wenn sie nach dem Dolch, mindestens nach dem Dolch der Subversion greifen ...).

Was das wohl brächte? Nun, genauso viel an Quantität und Qualität, wie die schon von Anfang an normierten »Staatszielbestimmungen« des Grundgesetzes (etwa die »Demokratie«, die bekanntlich nach vom Bundesverfassungsgericht abgesegneter Lehre und Praxis, überaus folgenreich für die politischen Grundrechte, eine »freiheitliche« und demzufolge »abwehrbereite« sein muß, weil die da im Osten und ihre — ebenso großzügig wie praktisch unanfechtbar festgestellten — Freunde hierzulande eine »unfreiheitliche« Demokratie vertreten) oder andere künftige »Staatszielbestimmungen« (etwa die Festlegung auf einen »umweltbewußten und umweltsichernden« Staat, deren wahre Bedeutung sich auch erst aus dem ergäbe, was die im Bundesverfassungsgericht aufgipflende Jurisprudenz unter sorgfältiger Abwägung mit dem Grundrecht der Einzelpersönlichkeit aus Art. 2 Abs. 1 GG, sich durch tunlichst schnelle motorisierte Fortbewegung auf den Autobahnen frei zu entfalten, daraus machen würde).

Damit sind wir dann schon bei der »Jurisprudenz« selbst, die als die operative Sphäre in der Tat der wichtigste Teil des realen Rechts ist. »Jurisprudenz«, eine Art von handwerklicher, bisweilen auch von Kunstfertigkeit, bestehend aus Rechtsprechung und sonstiger staatlicher Rechtsanwendung in Korrespondenz mit einer Fachliteratur, die sich selbst in Deutschland seltsamerweise traditionell als »wissenschaftlich« bezeichnet (und sich dafür auch hält), ist nicht Rechtswissenschaft, sondern ein Gegenstand von Rechts-Wissenschaft (und sogar ihr wichtigster). Man würde sich von ihr wie von allen gesellschaftlich wichtigen Fertigkeiten Offenheit gegenüber der Wissenschaft wünschen. Doch dem ist infolge der BRD-spezifischen Ausgestaltung von Verfassungsgerichtsbarkeit ein Riegel vorgeschnitten. Das Vertrauen, das ein normales (»bürgerliches« und »parlamentari-

sches«) westeuropäisches demokratisches System in den »Souverän« der Demokratie investiert, investiert das reale Verfassungssystem der BRD aus Angst vor der Letztverbindlichkeit von im demokratischen Prozeß gewonnenen politischen Entscheidungen unter Amputation des demokratischen Prozesses in das »Recht«, wie es abschließend, unanfechtbar und unaufhebbar von dem mit richterlicher Unabhängigkeit ausgestatteten Verfassungsorgan namens Bundesverfassungsgericht »gefunden«, modifiziert, ergänzt, »verfassungskonform« interpretiert usw. wird.

Wie die dominante politische Ideologie in der BRD nun einmal geworden und beschaffen ist — ihr und den bestehenden politischen Kräfteverhältnissen ist das Bundesverfassungsgericht nicht entnommen; es schwebt nicht über den Wassern, sondern wird von ihnen getragen —, würde auch die zur »Staatszielbestimmung« erhobene und normierte »Friedensstaatlichkeit« natürlich aus der unerschöpflichen Gießkanne der »Freiheitlichkeit« implementiert werden. Das heißt: Die »Friedensstaatlichkeit« würde nicht schlicht und umstandslos dem »Frieden«, sondern dem »Frieden in Freiheit« verpflichtet werden.

Von letzterem wird viel gesprochen. Vor nur gut einem Jahr sprach der damalige Bundespräsident Dr. Barzel (der nicht dieser Rede wegen kurz danach in Abgang geraten ist) von der *Noitwendigkeit deutscher Wiedergutmachung* an den osteuropäischen Völkern in der Weise, daß das Banner von Frieden in Freiheit zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer aufgepflanzt wird.* Wird ansonsten der freiheitliche Frieden auch meist eher auf den sanften Registern des deutschen Orgelwerks (flauto dolce, vox coelestis u.ä.) intoniert, so ist die Melodie doch immer dieselbe und jedenfalls die Vorstellung nicht vorhanden, es könnte die »Freiheit« (die effektive Wahrung der »Menschenrechte«) *Resultat* einer Friedenspolitik sein. Weswegen auch das Bekenntnis »zu unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft, des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt« laut Art. 1 Abs. 2 GG primär als ein grenzüberschreitendes Diktat des dem konkreten politisch-ökonomischen BRD-Systems verbundenen Menschenrechtskonzepts operationalisiert wird.

II. Doch die Legende läßt uns noch eine Alternative. Man könnte ja ausnahmsweise auf den oberlehrhaften Perfektionismus einer Grundgesetzrevision verzichten und die »in unserer Rechtsordnung verankerten Friedensgebote« auch dann noch als »Ausstrahlungen« (dieses vor allem in der Grundrechtsjurisprudenz sehr beliebte Wort verrät dem Kenner, daß es sich um den trüben Schein einer Stallaterne handelt) eines »Verfassungsprinzips Friedensstaatlichkeit« perzipieren.

Das aber wäre eine grundlegende Verkennung von Inhalt und historischem Anliegen der Grundgesetz-Gebung. Hätten die »Väter« sich vorgenommen, eine wirkliche Verfassung, eine »Voll-Verfassung« zu machen, und hätten sie dabei jene »Fähigkeit zum Trauern« besessen, für die leider Fehlanzeige zu erstatten ist, so hätten sie in der Präambel die konkret-geschichtliche Verantwortung der Deutschen für den künftigen Frieden der Welt artikuliert. Doch der Vorgang ist ein ganz anderer. Sie hatten eine

*Ursachen und Stand der deutschen Frage, Bulletin Nr. 105 v. 18. Sept. 1984, S. 929 ff.

*Auftragsarbeit der drei Besatzungsmächte zu erledigen und haben den Finalismus ihrer Bemühungen auch ganz korrekt in der Präambel mit den Worten zum Ausdruck gebracht: »um dem staatlichen Leben für eine Übergangszeit eine neue Ordnung zu geben«. Mit den Realitäten sind sie dabei nicht zimperlich umgegangen. Es hat *nicht* — ich zitiere wörtlich aus der Präambel — »das Deutsche Volk« (in den nachmaligen Bundesländern) »kraft seiner verfassungsgebenden Gewalt« dieses Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland beschlossen; die »Ratifizierung« des Grundgesetzes ist vielmehr durch die Parlamente der westdeutschen Länder erfolgt, denen von den Wählern keinerlei Mandat für eine westdeutsche Verfassungsgebung erteilt worden war. Das »Deutsche Volk« (in den nachmaligen Bundesländern) hat auch *nicht* »für jene Deutschen gehandelt, denen mitzuwirken versagt war«; »jene Deutsche« hätten großenteils wahrscheinlich gerne mitgewirkt, aber sie haben den Parlamentarischen Rat nicht beauftragt (und konnten es auch nicht), für sie zu handeln. So blieb denn am Ende der Präambel »das gesamte Deutsche Volk« von dem überhaupt nicht gehandelt habenden *westzonalen* »Deutschen Volk« »aufgefordert, in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands zu vollenden« — und bei dieser Gelegenheit überhaupt erst eine »richtige« Verfassung zu machen.*

Das Regelwerk »für eine Übergangszeit« jedoch blickt nicht zurück (was angesichts der vorgenannten Auftragslage an sich auch keinen Vorwurf rechtfertigt). Wenn es eingangs der Präambel heißt, daß das »Deutsche Volk« »in einem vereinten Europa dem Frieden der Welt zu dienen« gewillt ist, dann ist das allerdings ein Wittern von Morgenluft. Denn es kommt entscheidend auf ein zu unterstreichendes Partizipialadjektiv an: »als gleichberechtigtes Glied«, also als ein Glied, das eine im Hinblick auf die Vergangenheit vorgenommene Rechtsminderung nicht hinzunehmen gewillt ist.

*Im nachfolgenden Text des Grundgesetzes selbst gibt es dann an »friedensstaatlicher« Einschlägigkeit (von Art. 24 Abs. 2 abgesehen, auf den am Schluß dieser Bemerkung einzugehen ist) nur noch den viel zitierten Art. 26, der die Handlungen verdammt, »die geeignet sind und in der Absicht vorgenommen werden, das friedliche Zusammenleben der Völker zu stören, insbesondere die Führung eines Angriffskriegs vorzubereiten«, während die Produktion und der Export von Kriegswaffen bereits damals (1949!) lediglich einer Genehmigungspflicht seitens der Bundesregierung unterworfen wurden. Daß jemand in der »Absicht« handelt, das friedliche Zusammenleben der Völker zu stören usw., wird sich nie nachweisen lassen und dürfte auch höchstwahrscheinlich nicht vorkommen. Es bleibt schlechthin unerfindlich, wie man nach all dem aus Art. 26 GG ein »Verfassungsprinzip Friedensstaatlichkeit« herausdestillieren könnte, handelt es sich doch im ersten Teil nur um eine beschämend dürftige und oberflächliche, im Grunde negative Reverenz vor den Nürnberger Kriegsverbrecherurteilen, die ja auch schon damals als Diktat *willkürlicher Siegermacht* qualifiziert wurden.*

Von dem, was in der Präambel einer westdeutschen »Vollverfassung« über »Friedensstaatlichkeit« und geschichtliche Lehren hätte stehen müssen, steht einiges jedoch in der Präambel der Charta der Vereinten Nationen, deren diesjähriger 40. Gründungstag in diesem unserem Land mit be-

redtem amtlichen Stillschweigen übergangen worden ist. Dort wird das Hauptziel genannt, dessen Nennung einer deutschen Verfassunggebung so gut angestanden hätte: »künftige Geschlechter vor der Geißel des Krieges zu bewahren, die zweimal zu unseren Lebzeiten unsagbares Leid über die Menschheit gebracht hat«. Und weil im Blick auf die Geschichte der beiden Weltkriege gegründet, sind die Vereinten Nationen auch eine in der Friedensfrage durchaus »parteiliche« Organisation. Sie wurden gegründet als die Organisation der Völker, deren »unerklärliche Geduld« — so die von Hanns Eisler vertonte Zeile von Bert Brecht — im Blick auf die Deutschen nun doch zu Ende gegangen war. Der deutsche Höhlenmensch, der sich an den »Wiederaufbau« machte, hat das nie zur Kenntnis genommen; deswegen ist sein Hauptinteresse, nachdem die BRD nun (wegen der gleichzeitigen Aufnahme der DDR in die Vereinten Nationen nolens volens) UN-Mitglied geworden ist, darauf konzentriert, die sog. Feindstaatenklauseln der Charta als »erledigt« zu bezeichnen.

So schottet sich die BRD, die einerseits euphorische Bekenntnisse in Sachen Kriegsverhütungs-, Friedensvölkerrecht usw. ablegt, dennoch gegenüber dem gesamten mit und seit Nürnberg fortentwickelten Friedensvölkerrecht ab, indem sie sich einen steinernen und stummen Doppelgänger zugelegt hat. Das ist der »gesamtdeutsche Staat«, dem die Judikatur des Bundesverfassungsgerichts die letzten Streben eingezogen hat. Es stört sie nicht, daß es diesen »gesamtdeutschen Staat« gar nicht gibt und er deswegen auch jenseits der Bundesgrenzen von keinem Auge wahrgenommen werden kann. Sie schleppt ihn mit sich, wenn sie über Normalisierungsverträge verhandelt und Normalisierungsverträge exekutiert. Und weil er stumm ist, spricht sie für ihn. Sie findet es befremdlich, daß andere das nicht verstehen können. Sie will auf ihn nicht verzichten, weil er eine unschätzbare Qualität besitzt: Da nicht vorhanden, ist er, seiner Zeitlosigkeit wegen »jenseits« des Verdikts von Nürnberg, auch kein Mitglied eben gerade der Vereinten Nationen und bleibt auch unbenetzt von deren Recht der Kriegsverhütung und Friedenssicherung und vor allem von den Verträgen, die sie nicht in seinem Namen schließt, obwohl sie dauernd von ihm spricht. Er ist die zur amtlichen juristischen Fiktion geronnene Vision eines Deutschlands, das von den Realitäten der von Deutschen gemachten deutschen Geschichte unbeschmutzt geblieben ist und deshalb befugt ist, deutend über diese Geschichte und rückwirkend über die geschichtlichen Ergebnisse zu verfügen.

*Eine Jurisprudenz, die nicht in der Lage ist, die Augen so weit zu öffnen, daß sie Einbildungen von Realitäten trennen kann, ist von Anfang an ungeeignet, der Friedenssicherung zu dienen. Damit bezeichne ich den notwendigen *Anfang* jeglicher konkreter juristischer Friedensarbeit in diesem unserem Lande; sie hat noch nicht beginnen können, sie hat zu beginnen mit der Befolgung des Gebots: »Erkenne dich selbst!«.*

Fortgesetztes Training im Augen-Öffnen könnte dann auch erkennen helfen, was es auf sich hat mit den Systemen » gegenseitiger kollektiver Sicherheit«, denen der Bund sich »zur Wahrung des Friedens« einordnen kann. Das steht in Art 24 Abs. 2 GG, der nun wirklich eine ganz echte exzessionelle Fundsache eines blinden Huhnes ist. »Kollektive Sicherheit« heißt: Sicherheit zwischen antagonistischen Systemen! Das war die Lösung

der verzweifelten Bemühungen zur Rettung des Friedens vor den aufsteigenden Achsen-Mächten am Ende der Ära des Genfer Völkerbundes gewesen (Bemühungen, an deren Scheitern auch Litwinow gescheitert ist). Wenn das Bundesverfassungsgericht sich glücklicherweise auch (noch?) nicht darauf festgelegt hat, in der NATO ein solches »System gegenseitiger kollektiver Sicherheit« zu sehen (BVerfGE 68, 95 f.; zu Kontext und Inhalt der Entscheidung vgl. im übrigen DEBATTE 2/85, S. 7 ff.), so zeigt doch schon die Unentschiedenheit, daß auch dieser Schatzfund des Grundgesetz-Gebers vor Veruntreuung durch den »Verfassungshüter« nicht gefeit ist.

Gutmütige Enthusiasten dagegen, Deutschtümmler von Blut und Freisinnige von Reflexion, suchen unsere Geschichte der Freiheit jenseits unserer Geschichte in den teutonischen Urwäldern. Wodurch aber unterscheidet sich unsere Freiheitsgeschichte von der Freiheitsgeschichte des Ebers, wenn sie nur in den Wäldern zu finden ist? Zudem ist bekannt: Wie man hineinschreit in den Wald, schallt es heraus aus dem Wald. Also Frieden den teutonischen Urwäldern!

Karl Marx, MEW 1/380

Matthias Beltz

Spiel nicht mit den Staatsorganen

Im Jahre 1985 war ein neues System bürgerlicher Klassenpropaganda zu beobachten: die destruktive Mystifizierung des Staates. Von oben wird die Idee des Staates zertrümmert, damit von unten Ordnungs- und Staatsbedürfnis entsteht. Nennen wir Beispiele:

Bundeskanzler Kohl tapste mit Ronald Reagan auf dem Friedhof in Bitburg herum, ohne zu wissen, ob er dort Bierleichen oder toten Kameraden der Affen-SS begegnen würde. Im Bundestag wurde Ende des Jahres während der Haushaltsdebatte versichert, daß ein paar Millionen Arbeitslose ein absolut überzeugender Hinweis auf den wirtschaftlichen Aufschwung seien, und mehrere Bundesminister der CDU streuten gleichzeitig wie unbeabsichtigt das Wort »Klassenkampf« in ihre Redebeiträge, wobei sie flink und wie nervös augenzwinkernd versicherten, daß sie im Gegensatz zu DGB und SPD keinen Klassenkampf wünschten. Der eingeweihte Fernsehzuschauer und die ebenso eingeweihte Zuschauerin haben nun zu wählen, ob die Regierung zusammen mit Sozialdemokratie und Gewerkschaften den Klassenkampf verabscheut, oder aber ob etwa in der CDU im Gegensatz zur sozialpartnerschaftlichen Opposition ein Hang zum Bruch der Friedenspflicht subversiv angedeutet werden soll.

Doch das Chaos war noch nicht vollkommen. Darum drohte der Präsident der Republik, Richard v. Weizsäcker, Freiheit für Rudolf Heß in Tateinheit mit der Aussöhnung deutscher Unschuldslämmer mit jüdischen KZ-Opfern an. Dieser Präsident, der ein Symbol ist für das Eingemachte, an das es im Ernstfall in Deutschland stets

geht, dieser Mann steht für das Ende der Dialektik: Alle gesellschaftlichen Widersprüche werden eingesammelt, in den Reden an die Nation aufgehoben und anschließend dem Prinzip Mülltrennung übergeben.

Vor Jahren noch ging es in Westdeutschland um die Zurückdrängung der Macht der Monopole für eine antimonopolistische Demokratie, also für ein modifiziertes Bekenntnis zum Staat in den Grenzen des Grundgesetzes von 1949. Heute streitet Graf Lambsdorff für die Zurückdrängung der Macht des Staates und will einen antistaatsmonopolistischen Markt.

Was tut in solchen Augenblicken der Verwirrung die Linke, was sagen die Marxisten der Republik, wie wird gearbeitet gegen Klassenherrschaft und Bourgeoisie? Wo sind die Perspektiven? Trotz intensivster Bemühungen konnte ich diese brennenden Fragen bisher noch nicht beantworten, aber da ich mich in guter Gesellschaft vieler Ratloser wähne, möchte ich meine Beobachtungen der Verhältnisse unter dem Gesichtspunkt ihrer Veränderbarkeit schildern.

Zwei Ereignisse haben 1985 die politische Linke der BRD einschließlich Westberlins aus dem Bannkreis der Pershingstationierung bei gleichzeitig steigender Waldsterberate herausgerissen und mit der lebensphilosophisch zentralen Gretchenfrage konfrontiert, mit der Frage »Nun sag, wie hast du's mit dem Staat?«

Ereignis Nr. 1 waren die Äußerungen des Grünen Otto Schily, der in einem Gespräch mit Antje Vollmer von derselben Partei später berühmt gewordene Sätze prägte:

»Die Grünen dürfen aber überhaupt keinen Zweifel daran lassen, daß sie das Gewaltmonopol des Staates anerkennen — für mich die Voraussetzung für eine demokratische, rechtsstaatliche Ordnung, für den Wettbewerb politischer Meinungen.« (Der Spiegel Nr. 13 v. 25.3.1985, S. 75).

»Wenn ich demnächst eine Parteitagsresolution einbringe: Die Grünen bekennen sich zum Gewaltmonopol des Staates, wirst du die unterstützen? Wo bei das Gewaltmonopol natürlich nur in den rechtsstaatlichen Grenzen ausgeübt werden darf.« (A.a.O., S. 76).

Das zweite Ereignis war die Vereidigung des ebenso Grünen Joschka Fischer zum Hessischen Staatsminister am 12.12.1985 in Wiesbaden. Beide Vorkommnisse erregten in der linken Öffentlichkeit große Aufmerksamkeit. Die Staatsfrage drohte allerdings eher auf mythogenem Boden behandelt zu werden.

Da standen welche auf der freiheitlich-demokratischen Grundordnung und riefen denen zu, die auf dem Klassenstandpunkt verharnten, doch bitte endlich rüberzukommen, und zwischen beiden pflasterten politische Leichen den Dritten Weg zwischen Kapitalismus und Sozialismus. Und schaut man genauer hin, dann steigt aus den Trümmern des alten Gesichts der herrschenden Klasse das Auge des revolutionären Gesetzes heraus und verirrt sich im Metaphernwald, für dessen Absterben auch einmal demonstriert werden müßte.

Thomas Neumann hat in der DEBATTE 12/85 ausgemacht, wer hier sein Wesen treibt. Der Reformismus geht wieder um, bestimmte Linke entwickeln ein positives Verhältnis zum Staat.

»'Dazugehören' ist das Schlüsselwort, der Sesam-öffne-dich des Reformismus von Anbeginn. Seit einiger Zeit ist nicht zu überhören, daß die BRD in linken Kreisen 'Die Republik' genannt wird, eine neue Variante des Themas

verspäteter Nation, eines auf den inneren Reichstagen der Linken erdachten Nationalstaates, zu dem man gehört, der zur Wirklichkeit drängt.« (DEBATTE 12/85, S. 25).

Die Zeitschrift Konkret veranstaltete am 25. Oktober 1985 in Hamburg eine öffentliche Diskussion zum Thema »Ist dieser Staat unser Staat?«. Hier wies Günter Amendt auf das Wesen des Staates hin:

»Wenn man die Frage ganz nüchtern angeht, dann stellt sich der Staat dar als ein Organ der Klassenherrschaft zur Unterdrückung der einen Klasse durch die andere Klasse.« (Konkret 12/85, S. 38).

Nun, wenn ein grüner Realpolitiker für das Gewaltmonopol des Staates eintritt und ein anderer grüner Realpolitischer Staatsminister wird, diese Tatsachen aber auf Kritik von Sozialisten treffen, dann frage ich, was es mit realsozialistischer Staatsministerschaft auf sich hat, ich frage also nach der Alternative zum kapitalistischen Klassenstaat. Ist der sozialistische Staat der Staat der Sozialisten?

»In der sozialistischen Gesellschaft ist die Idee der Unterordnung der Persönlichkeit unter den Staat und die Staatsdisziplin von einem zutiefst positiven und konstruktiven Inhalt erfüllt.« (Der sozialistische Staat, S. 277).

In der Verfassung der Union der sozialistischen Sowjetrepubliken vom 7. Oktober 1977 heißt es in Art. 62:

»Der Bürger der UdSSR ist verpflichtet, die Interessen des Sowjetstaates zu schützen und zur Stärkung seiner Macht und seiner Autorität beizutragen. Der Schutz des sozialistischen Vaterlandes ist heilige Pflicht jedes Bürgers der UdSSR. Vaterlandsverrat ist das schwerste Verbrechen am Volk.«

Frech klingt da Friedrich Schillers »Lied von der Glocke« an mein Ohr, in dem der Dichter vom »heiligsten der Bande« singt, vom »Trieb zum Vaterlande«. Doch ich lasse mich vom nüchternen Lenin unterbrechen, dem die

pathetische Haltung so oft fehlte, wenn er von Staat und Macht sprach, der es lieber mit naheliegenden Vergleichen und scharfen Abstraktionen hielt.

»Die Marxisten fordern die Vorbereitung des Proletariats auf die Revolution durch Ausnutzung des heutigen Staates; die Anarchisten lehnen das ab«, schrieb Lenin kurz vor der Oktoberrevolution in »Staat und Revolution« (S. 247). Nun mag Schily ebenso wenig Marxist sein wie Fischer, und Amendt ist kein Anarchist, vielleicht geht es auch gar nicht um die Revolution. Denn statt im Bereich einer Strategiedebatte oder einer politischen Analyse bewegen wir uns auf dem weiten Feld der Moral. Es geht um Obszönität.

»Der Staat ist ein Instrument der Klassenherrschaft. Bei Schily ist nicht ein einziges Mal der Begriff der Klasse als Erkenntnismerkmal auch nur aufgetaucht. Da haben wir ein Phänomen, das in der Bundesrepublik so klar erst zu beobachten ist, seit die Grünen in der Provenienz eines Otto Schily, eines Daniel Cohn-Bendit, eines Joschka Fischer einen Zipfel der Macht angefaßt haben« (Amendt, Konkret 12/85, S. 49).

Genau, das scheint der Fehler zu sein: Dabei einwollen, ohne den Begriff der Klasse als Erkenntnismerkmal auftauchen zu lassen, aber den Zipfel der Macht anfassen! Mit den bürgerlichen Staatsorganen aber zu spielen, stärkt die Klassenherrschaft, denn es kann »die Macht ungeachtet ihrer Organisierung in bestimmten Zeitabschnitten so schlaff werden, daß die Organe des Staates in entscheidenden Lagen, in denen der einzelne auf Hilfe des Staates hofft, nicht in Erscheinung treten und das Gefühl der Schutzlosigkeit und der

Auflösung um sich greift« (Theodor Maunz, Deutsches Staatsrecht, S. 2). Da wir nun endgültig in der Pornographie gelandet sind, ist die Gegenfrage erlaubt, ob nicht der grüne Griff zum Staatszipfel als verfassungswidrige Onanie im Amt auch zum Abschaffen der Macht führen kann. Wir werden sehen.

Neben diesem Exkurs zur Staatskörperlkunde bleibt mir aber ein brennender Verdacht. Das Verhältnis zum bürgerlichen Klassenstaat wird vielleicht von mehr bestimmt als von positiven Bekenntnissen und negativen Abgrenzungen; die Zugehörigkeit zu einer herrschenden Klasse mag auch dadurch hergestellt werden, daß man Teil des bürgerlichen Kulturbetriebes ist, und zwar der Teil, der sich in antikapitalistischer Dissidenz eine integrierte Randposition in den Machttagen von Staat und Gesellschaft geschaffen hat. Die da über den Staat debattieren sind nicht so weit unten, als daß Wallraff kommen müßte, um über ihre Ausbeutung und Unterdrückung notwendige Öffentlichkeit herzustellen. Ich jedenfalls befürchte, aus objektiven Gründen zur herrschenden Klasse dieser Republik zu gehören. Und ich bin nicht allein.

Literatur:

Autorenkollektiv (Bajtin, Gulijew, Kossizyn u.a.) — Marxistisch-leninistische allgemeine Theorie des Staates und des Rechts — Band 3: Der sozialistische Staat — Berlin 1975
W. I. Lenin — Staat und Revolution — in: ders., Ausgewählte Werke, Band II, S. 158 ff — Berlin 1959

Theodor Maunz — Deutsches Staatsrecht. Ein Studienbuch — München 1977
Verfassung (Grundgesetz) der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken — Angenommen auf der siebenten Außerordentlichen Tagung des Obersten Sowjets der UdSSR der neunten Legislaturperiode am 7. Oktober 1977 — Moskau 1977 (Verlag Progress)

In jeder Partei ist einer, der durch sein gar zu gläubiges Aussprechen der Parteidräger die übrigen zum Abfall reizt.

Friedrich Nietzsche

Peter Maiwald

VIVAT MAJAKOWSKI

Zu Tode getrunken
zu Tode gehurt
in den Kopf geschossen
wer nicht gespurt

zugrunde gerichtet
zu nichts gebracht
die Reihen gelichtet
wer mitgemacht

zu Tode geschwiegen
zu Tode gerühmt
durch Blumen gesprochen
und unverblümt.

Michael Springer

Wissenschaft, Technik, Intelligenz

1. Wissenschaftlich-technische Konterrevolution

Über Worte läßt sich streiten, aber in der Sache sind alle sich einig: Wir stehen am Beginn dessen, was Marxisten die Wissenschaftlich-Technische Revolution (WTR) nennen. Es heißt: Die Wissenschaft wird zur unmittelbaren Produktivkraft, oder: Die Produktion wird verwissenschaftlicht. Aber was heißt das nun wieder?

»Radikal« argumentieren wir, sagt Marx, wenn wir »ad hominem« argumentieren. Also: Was bedeutet die WTR für die Menschen? — Diese Frage wird gegenwärtig breit debattiert, von Marxisten und Nichtmarxisten. Doch hat die Debatte einen großen Mangel: Sie debattiert, indem sie die Auswirkungen der WTR auf die Lebensweise in der Freizeit (Computerkultur, Medien usw.), auf die Produktionsweise (Dequalifizierung ja oder nein; Ende der Arbeitsteilung ja oder nein) untersucht, fast immer vom Standpunkt der Opfer aus — und 'Opfer' der WTR sind scheinbar die Menschen als Konsumenten in der Lebenswelt wie als Produzenten in der von der WTR umgewälzten Arbeitswelt. Denn ob einer es nun wie der DEBATT-E-Beiträger »WRL« als positiven Zuwachs des Menschen möglichen einschätzt oder mit Raeithel als den Menschen in seiner Substanz bedrohend, was da an »Produktivkräften« (aber sie werden in dieser Debatte gern verkürzt auf Produktionsmittel!) sich entwickelt — immer fallen diese neuen Kräfte als verdingte Geräte aus dem Himmel der nahen Zukunft wie Geschenke oder wie Bomben. Selten wird »radikal« von den Menschen geredet, die diese Kräfte entdecken, erfinden, entwickeln, in Gang setzen, gebrauchen. Aber die Produktivkräfte umfassen mehr als die Maschinen, sie umfassen auch die produzierenden Menschen. Erst der Mensch verklammert Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse; deren Dialektik läuft über die Menschen, sie setzen sie in Gang.

Darum dreht sich alles um die Frage: Wie wird die WTR die Klassenlandschaft verändern? Ja, ändert sie *überhaupt* die Zusammensetzung, die Qualität des Gesamtarbeiters?

Aber sicher! schallt es von rechts und von 'undogmatisch'-links. Je nach Standort wird zukunftsfröhlich oder resigniert die Versöhnung der Klassengegensätze, das Ende der Arbeitsteilung, der Abschied vom Proletariat verkündet. Im Gegensatz dazu ist von der 'orthodox'-marxistischen Linken der Bundesrepublik bisher ein sehr zögerndes, bedingtes Ja zu hören: Ja, die Qualität ändert sich, aber richtig bleibt weiterhin, daß... Also: Die Klassenlandschaft ändert sich nicht, im wesentlichen: Die Arbeiterklasse bleibt die führende Kraft, doch wird sie unter kapitalistischen Bedingungen durch die WTR angegriffen, geschwächt, aufgesplittet und soll sich dagegen wehren — gegen die WTR? Nein, gegen das Kapital, das die WTR für seine

Zwecke einsetzt — aber wie? Zunächst stehen die neuen Maschinen da, ohne Mitbestimmung derer, die dafür auf die Straße fliegen sollen; die Maschinen stehen da als personifizierte Unternehmermacht, genau wie die Webstühle, gegen die seinerzeit die Weber aufgestanden sind. Den Weibern hat ihr Widerstand nicht geholfen, und *an den Webstühlen* wurden sie zum Industrie-Proletariat. — Renne ich offene Türen gegen Maschinenstürmerrei ein? Oder fordere ich Technik-Akzeptanz von den Opfern einer kapitalistisch eingesetzten WTI? — Nein; aber etwas an der Beschreibung des Konflikts stimmt nicht: Das Kapital als Täter, die WTR seine Waffe, die Arbeiterklasse sein Opfer? Macht der Kapitalist die WTR allein? Seit wann wälzt der *Unternehmer* die Produktivkräfte um? Seit wann *arbeitet* er? Oder: Warum nennen Marxisten etwas »Revolution«, was in ihren Beschreibungen als Kräfteschwund der Arbeiterschaft figuriert, während Werbefachleute des Kapitals es bejubeln als die Ablösung der Weltveränderer Marx und Engels durch Macintosh und Apple (vgl. meine Glosse in 'Debatte' 2/84)? Sollten die Marxisten sich demnach nicht angewöhnen, von der »Wissenschaftlich-Technischen Konterrevolution« zu reden?

Die marxistische Theorie der Bundesrepublik pflegt — in allerdings verständlicher Abgrenzung gegen eine 'undogmatische' Linke, die in den aktuellen Veränderungen der Arbeiterklasse schon deren historischen Abgang sehen mag — ein vorsichtiges, defensives Herangehen an die WTR. Was die WTR den Menschen *antut*, wird gesehen und (*Ecce Homo!*) ausgestellt; was für Menschen das sind, die die WTR *machen*, kaum. — Das wiederum erklärt den bärbeißigen Ton in den Artikeln von WRL, der sich zum Propheten der Produktivkräfte gegen alle jene aufschwingt, die ihm diesen Rennwagenmotor der Geschichte auch nur in Gedanken abwürgen möchten. Doch wird WRL in seinem Zorn ganz metaphysisch: Zwischen seinen Produktivkräften und seinen Produktionsverhältnissen gibt es keine Dialektik, bloß einen mechanistischen Determinismus: *Wenn* die Produktivkräfte an Grenzen stoßen — *dann* sprengen sie, weil es so bei Marx stehen soll, die Ketten der Produktionsverhältnisse wie Spartacus die der altrömisches Sklaven? Kann man sich darauf heute und in Zukunft wirklich verlassen? Als Antwort auf die skeptische Frage reicht ein empörter Verweis auf Stellen bei Marx keineswegs. Marx hat die Dialektik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen in der *Vorgeschichte* beschrieben, für die vorsozialistischen Produktionsweisen, wo Dialektik sich hinterrücks durchsetzt als scheinbarer Naturzwang. In der gegenwärtigen Epoche aber, die vom Kapitalismus zum Sozialismus übergeht, herrscht in einem Drittel der Welt die (wie immer mangelhafte) gesellschaftliche Planung, in einem anderen Drittel etwas wie eine Partikular-Planung: Multis, Banken, Staatsmonopolismus, dem zumindest ein ausbaufähiger Sektor mit planbarer Abnahme-Garantie zur Verfügung steht: der militär-industrielle Komplex, sowie eine staatlich plamäßig subventionierte »Infrastruktur« (Agrar-, Energie-, Sozialhilfe-, Gesundheits-, Bildungs-, Verkehrskomplex). In solchen Produktionsverhältnissen ist die Produktivkraftentwicklung Gegenstand der Planung, und gerade heute wird in den USA u.a. mit dem SDI-Plan, sehr bewußt versucht, die Produktivkräfte beschleunigt zu entwickeln und zugleich als Destruktivpotential einzusetzen, als vernichtende Drohung gegen den Versuch, irgendwo in der Welt kapitalistische

Produktionsverhältnisse zu ändern. Auf einen Automatismus des klassischen Sprengvorgangs à la Bürgerliche Revolution ist da nicht so unbedingt zu vertrauen. — Und auf der anderen Seite, im Sozialismus, gar vielleicht im Kommunismus: Müssen da nicht erst recht die Produktivkräfte planmäßig entwickelt werden? Und heißt »planmäßig« vielleicht nicht, daß man gewisse Produktions-Möglichkeiten entfaltet, während man andere liegen läßt, ja vielleicht sogar aktiv bremst? — Kurz: Das plump Kettenspreng- und Zugmaschinen-Modell der (in der Regel dabei um den menschlichen Faktor und somit um die dialektische Rückwirkung der Produktionsverhältnisse kapierten) Produktivkräfte stimmt nicht. Da hat leider der borinierteste Grüne, auch wenn er nie begreifen sollte, wieso, und von der Manufaktur träumt, einfach recht gegen WRL.

Hingegen hat WRL ca. zehnmal recht gegen Raeithels Idee vom umgestülpten Penis-Neid, der als Gebär-Neid die Computer-Kids an die Maschinen treiben soll, auf daß sie neue Software zur Welt bringen. Das menschlich-warne Gezeter über die unmenschlich-kalte, unsinnliche, als maskuline Herr-Schaft über uns hereinklappernde usf. Technik ist, z.B. gegen die demnächst auftretenden »sanften« und »warmen« Bio-Techniken, so hilflos, daß ich WRL's Affekt sehr verständlich finde und seine Polemiken mit bösem Genuß-Grinsen (*Hrr, hrr*) lese. — Nur: Viel weiter bringt das alles nicht. Es läuft auf Sym- und Antipathiebekundungen für neue Produktionsmittel hinaus, auf bloße Meinung: Du auch mögen Combutter? — Ich nein, ich Mann von Herz.

Die »radikale« Analyse (remember: ad hominem!) steht noch aus. Einer allein wird sie nicht bringen. Sie wäre die Aufgabe eines soliden Forschungsprojekts und eines soliden Instituts. Z.B. des Instituts für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF).

2. Ein marxistischer Blick in die nahe Zukunft

Das Jahrbuch des IMSF II/85 zum Thema »Zukunft der BRD — Linke Alternativen« (Frankfurt/M 1985; im folgenden zitiert als »IMSF«) ist ein geprägtes, erschöpfendes Werk. Es faßt auf 670 Seiten vieles zusammen, was die marxistische Linke der Bundesrepublik von ihrer Gegenwart weiß und für die nahe Zukunft (bis zum Jahr 2000) vermutet. Diese Arbeit reizt, die Grenzen des ausgebreiteten Wissens, der angestellten Prognosen zu erkunden.

Ich habe, durch die Lektüre unter einem Aspekt, versucht, einen bestimmten Grenzabschnitt auszumachen: Was steht im IMSF-Jahrbuch über die Intelligenz, die »Intellektuellen«, oft subsumiert unter den »Angestellten«, den »lohnabhängigen Mittelschichten« — und wie figuriert darin die Agentin der WTR, die wissenschaftlich-technische Intelligenz (WTI)? — Bei dieser Lektüre habe ich mich von folgendem Gedanken leiten lassen: Wir brauchen spezielle Analysen der WTI; es geht in der Ära der beginnenden WTR nicht länger an, die WTI abwechselnd bei den Intellektuellen, bei der Intelligenz (= den Kopfarbeitern), bei den Angestellten oder bei den lohnabhängigen Mittelschichten unterzubringen und damit faktisch in ih-

rer historischen Bedeutung zu mißachten. Die WTI muß *klassenlogisch* (und »logisch« bedeutet hier: dem historischen Prozeß vorgreifend) verstanden und beschrieben werden als ein historisch neuer Teil der Arbeiterklasse in der Ära der WTR.

Zukunftsprognosen, ja selbst Zustandsbeschreibungen, die diese Logik mißachten, finde ich ohnmächtig. Dieser Logik zu folgen heißt hingegen nichts anderes, als in der Epoche der WTR ad hominem zu argumentieren und auf jene Menschen zu sprechen zu kommen, die die WTR praktisch vorantreiben; sie sind die Produktions-Avantgarde des Gesamtarbeiters — »Avantgarde« keineswegs in dem politischen Sinn, daß sie schon ein besonders klares Bewußtsein ihrer Klassenlage hätten, doch in dem Sinn, daß sie die Vorhut der Produktivkraft-Revolution bilden. Was heißt denn »wissenschaftlich-technische Revolution«, »Wissenschaft als unmittelbare Produktivkraft« und »Verwissenschaftlichung der Produktion«? Heißt das nicht; Wissenschaftler und Techniker werden in Zukunft zu unmittelbaren Produzenten werden, die Arbeiter werden in den »Zukunfts-Industrien« immer mehr wie Techniker und Wissenschaftler arbeiten, kurz: Es wird sich allmählich, ungleichmäßig, widersprüchlich ein *wissenschaftlich-technischer Gesamtarbeiter* herausbilden? — Dagegen wird eingewandt werden, daß unter kapitalistischen Bedingungen an eine derartige Verschmelzung nicht zu denken sei (allein schon weil der Kapitalismus die WTR zwar beginnen, aber nicht zu Ende führen kann). Das Kapital will in der Tat den Gesamtarbeiter nicht in einem humanen Qualifikationsprozeß modernisieren, sondern ihm neue Teile anflücken und alte wegschmeißen; es wird zwischen alten und neuen Produzenten größtmögliche Gegensätze, Statusunterschiede, Widersprüche kultivieren. Dem muß die Arbeiterbewegung aber die Gemeinsamkeit der Interessen von alten und neuen Arbeitern entgegensetzen — und nicht selbst alte Barrieren zwischen Hand und Kopf, zwischen WTI und manuellen Arbeitern stehlenlassen.

3. Alte und neue »Intellektuelle«

In einem grundsätzlichen Aufsatz »Die Notwendigkeit des Möglichen. Über Zukunft und Utopie« erörtert Sandkühler im IMSF-Jahrbuch anhand einiger Gramsci-Zitate auch die zukünftige Rolle der »Intellektuellen«. Sandkühler nennt sie »Konstrukteure und Organisatoren von Weltbildern« (IMSF, 75). Das ist die klassische Definition für den »herkömmlichen und sprichwörtlichen Typ des Intellektuellen« (Gramsci: »Zu Politik, Geschichte und Kultur, Frankfurt/Main 1980; im folgenden zitiert als »Gramsci«; S. 231), zu dem Gramsci den Literaten, den Philosophen, den Künstler und, spöttisch als Emporkömmling, den Journalisten zählt: Aber bereits Gramsci erweitert den Begriff des Intellektuellen um das gerade rapide wachsende Heer der angestellten Kopfarbeiter des Staates, der Verwaltungen, der Büros in den Betrieben: »In der modernen Welt hat der so verstandene Typ des Intellektuellen unglaublich an Umfang zugenommen« (Gramsci, 230), und zwar zunächst »innerhalb des Apparats der gesell-

schaftlichen und staatlichen Leitung« (Gramsci, 229). Aber Gramsci sieht noch mehr: Diesem Typ des »herkömmlichen Intellektuellen« setzt er einen »neuen Typ« entgegen: »In der modernen Welt muß dagegen die technische Erziehung in enger Verbindung zur industriellen Arbeit, so unqualifiziert und primitiv sie auch sein mag, den Ausgangspunkt für den neuen Typ des Intellektuellen darstellen« (Gramsci, 232). Offensichtlich ist es dieser »neue Typ« von Intellektuellen, aus denen sich die »organischen Intellektuellen« der Arbeiterklasse demnächst im wesentlichen rekrutieren werden: »Die Daseinsweise des neuen Intellektuellen kann nicht mehr in der Redegewandtheit bestehen, dieser äußerlichen und oberflächlichen Anregerin von Empfindungen und Leidenschaften, sondern im aktiven Eingreifen in das praktische Leben als Erbauer, Organisator mit 'anhaltender Überzeugungskraft' und nicht als Redner schlechthin — aber trotzdem dem abstrakten mathematischen Geist überlegen; von der Technik-Arbeit gelangt er zur Technik-Wissenschaft und zur historischen humanistischen Konzeption, ohne die man 'Spezialist' bleibt und nicht 'Leiter' (Spezialist + Politiker) wird.« (Gramsci, 232). Zu Gramscis Zeiten steckte die WTR noch in den Kinderschuhen. Während damals nur »die städtische Bourgeoisie Techniker für die Industrie produziert(e)« (Gramsci, 228), rekrutiert sich heutzutage die technische Intelligenz von weiter »unten«, aus den Übergangsgruppen zwischen Mittelschichten und Arbeiterklasse. (Das ist zunächst eine Behauptung, die empirisch zu prüfen wäre; für sie spricht immerhin, daß die massenhaft benötigte WTI rein zahlenmäßig nicht mehr allein aus der schrumpfenden Bourgeoisie kommen kann.)

Während bei Gramsci die WTI immerhin schon Anno 1930 zum Vorschein kommt, ja sogar das Ideal ihrer Politisierung gezeichnet wird, kommt sie bei Sandkühler überhaupt nicht vor, und das in einer Vorschau in die Zukunft des kommenden Jahrtausends und bei unübersehbar angelaufener WTR.

4. Die Frucht der Analyse

Aber bei Fleissners Aufsatz »Zum Umbruch des Produktivkraftsystems« muß die WTI ja wohl vorkommen. Doch ist im Abschnitt »Längerfristige Verschiebungen in der Tätigkeitsstruktur des Gesamtarbeiters« (IMSF, 171 f) nur zu erfahren: »Die WTR unter kapitalistischen Bedingungen macht die Tätigkeitsfelder a) bis c) (d.h.: Konsumgüterproduktion, Produktionsmittelproduktion, Umwelt-Reproduktion, M.S.) durch Einsatz von Automaten produktiver. Lebendige Arbeit wird aus diesen Bereichen verdrängt.« Das ist eine typische Beschreibung aus der Perspektive des Opfers: Lebendige Arbeit wird verdrängt, gewiß — aber: welche Art lebendiger Arbeit wird dafür eingesetzt? Wer sind die Produzenten des Prozesses, wer unterhält ihn? Bei Fleissner ist nur die Rede von neuen Techniken (Produktionsmitteln) und den Auswirkungen ihres Einsatzes. Die Umwälzungen in der Produktion, die 'alte' lebendige Arbeit verdrängen und *neue lebendige Arbeit* zur Voraussetzung haben, lassen sich so nicht auf den Begriff bringen. (Däß der Späth-und-Glotz-Kapitalismus utopische Hoff-

nungen auf Klassenabschaffung oder -versöhnung in die neuen Techniken und die neue Intelligenz setzt, kann doch Marxisten nicht davon abhalten, dieses wesentlich Neue allseitig zu analysieren, nicht nur als »Verdrängung« der Arbeiterklasse. Lohnt nicht die Frage: Was für Arbeiter bauen, bedienen die Automaten?

Das scheinbare Verschwinden des Arbeiters aus der automatisierten Produktion ist in Wirklichkeit seine Verwandlung: Er taucht in neuer Funktion in der gesellschaftlichen Produktion wieder auf. Diese Umwälzungen sind an vielen Stellen des IMSF-Jahrbuchs aus Zahlen ablesbar. Es bietet sich in der Tat das Gesamtbild einer grundlegenden und sich in Zukunft eher beschleunigenden Veränderung der Klassenlandschaft; die Beschreibung der Veränderung krankt in den meisten Beiträgen des Jahrbuchs an einer seltsam konservativen Tendenz, die den Umbruch als Einbruch von Unordnung ins klassische Schema geradezu abwehrend eingestellt, aber an keiner Stelle explizit als einen neuen, wesentlichen Vorgang ins Auge und in Begriffe faßt.

In den vergangenen 15 Jahren hat die Arbeiterklasse an Umfang weiter zugenommen, stellt Dähne fest (»Klassenstruktur und Herrschaft«, IMSF, 265 ff), sich dabei aber nicht vereinheitlicht, sondern differenziert: Die Arbeiterklasse ist »noch buntscheckiger« geworden (IMSF, 287). Der sog. Kernbereich der Klasse (Arbeiter in der materiellen Großproduktion mit mehr als 500 Beschäftigten pro Betrieb) ist geschrumpft; er umfaßt gegenwärtig noch 3 bis 3,7 Mio Beschäftigte. Dieser Zahl, etwa 15 Prozent aller Arbeiter, entsprechen in der Größenordnung am unteren Rand der Klasse die wirklich Arbeitslosen (3,5 Mio) oder am oberen Klassenrand die 15 Prozent Lohnabhängigen, die als Übergangsgruppen zwischen Arbeiterklasse und Mittelschichten fluktuieren.

Das bedeutet, wenn der Begriff »Kern der Arbeiterklasse« das Bild von der Klasse als einer Frucht meint: Um 15 Prozent »Kern« liegen 70 Prozent »Fruchtfleisch« und außen herum eine »Haut« von 15% der Gesamtmasse. Diese bemerkenswert dicke »Haut« (so schwer wie der Kern!) ist in einem dynamischen Fließgleichgewicht: Immer mehr Angehörige der »lohnabhängigen Mittelschichten« (worin ja die WTI mit enthalten ist) steigen aus der Arbeiterklasse auf oder sinken aus den Mittelschichten dorthin ab, wobei die Statistik natürlich die qualitativen Veränderungen der Arbeiterklasse durch diese Austauschprozesse nicht erfaßt. Ist es abwegig, darin ein Indiz von »Intellektualisierung der Arbeit« zu sehen?

Dazu Zahlen: 1982 betrug die Zahl der Erwerbstätigen mit Hochschulabschluß 2,3 Mio, das bedeutet gegenüber 1970 eine Steigerung um 65 Prozent; die ebenfalls gestiegene Zahl von Erwerbstätigen mit Hochschulreife aber ohne Abschluß ist dabei noch nicht einmal berücksichtigt (IMSF, 280). Bis zum Jahr 2000 wird diese Zahl vermutlich auf mehr als das Doppelte zunehmen. Diese 4-4,3 Mio Erwerbstätigen mit Hochschulabschluß werden von Dähne aber nur als Potential für Arbeitslosigkeit diskutiert (IMSF, 281); daß hier ein Fundus qualifizierter Kopf-Arbeiter entsteht, der quantitativ den Kernbereich der Arbeiterklasse weit überflügelt haben wird, wird ebenso wenig diskutiert wie die Frage, was so ein unerhört dynamischer und sich beschleunigender Prozeß für die Qualität des Gesamtarbeiters heißen könnte. Vor allem aber krankt die Darstellung, an dieser

Stelle besonders auffällig, an der fehlenden Differenzierung dieser hochqualifizierten Lohnabhängigen nach ihrer Stellung in der Produktion: Wie viele davon werden als WTI zur Verwissenschaftlichung der Produktion im Rahmen der WTR beitragen, wieviele werden als Verwaltungsangestellte, Lehrer, Ärzte, Geisteswissenschaftler, Medienarbeiter usf. außerhalb der Produktion und der Produktions-Umwälzung eingesetzt werden? Noch drastischer nimmt die Veränderung sich aus, wenn man die unscharfe und entsprechend »buntscheckige« Sparte »Lohnabhängige Mittelschichten und Intelligenz« betrachtet: Umfaßte sie vor 15 Jahren mit 1,7 Mio nur 6,5 Prozent aller Erwerbstätigen, so ist sie 1984 bei 3,6 Mio. (14 Prozent). Das ist nicht nur absolut betrachtet inzwischen soviel wie der »Kern der Arbeiterklasse« (das allein muß ja noch nichts besagen) — es ist zugleich das stärkste Wachstum aller in Dähnes Statistik unterschiedenen Gruppierungen.

Während diese doch bemerkenswerten Tendenzen, in denen sich der historische Auftritt der WTI manifestiert oder eher statistisch versteckt ist, von Dähne nur kurz kommentiert werden (die lohnabhängigen Mittelschichten werden auch zukünftig wachsen, aber sicher langsamer als bisher; der Kern der Arbeiterklasse wird weiter schrumpfen), finden sich an anderer Stelle (Pickhaus, »Umbruchperiode und Zukunft der Gewerkschaften«, IMSF, 306 ff) zu demselben Prozeß dramatische Einschätzungen und beschwörende Worte; sie stammen aus Publikationen der Gewerkschaften.

5. Die Angestellten

Von Siegfried Bleicher (DGB-Bundesvorstand) wird nicht weniger als das politische Überleben der Gewerkschaftsbewegung daran geknüpft, ob es gelingt, die »Angestellten« zu organisieren. (Zitiert bei Pickhaus, IMSF, 313) — Das Zwischenergebnis dieser Überlebensaufgabe ist widersprüchlich: Einerseits stellt Bleicher fest: »Das derzeitige Organisationsverhältnis zwischen Arbeitern und Angestellten im DGB entspricht der Beschäftigungsstruktur des Jahres 1954.« — Andererseits ist der Anteil der Angestellten im DGB von 1970 bis 1983 um 73 Prozent gewachsen, von 15 Prozent auf 23 Prozent aller Mitglieder; das ist, knapp vor der Gruppe der Frauen, die höchste Zuwachsrate. Die Zahl der Hoch- und Fachschulabsolventen im DGB ist von 1970 bis 1984 von 1,4 Mio auf 2,4 Mio »sprunghaft gewachsen« (Pickhaus, IMSF, 315). Da trotzdem der Organisationsgrad der Angestellten und der lohnabhängigen Intelligenz bei niedrigen 15%-20% steht, kann dieser Widerspruch nur bedeuten: Trotz auffallend hoher Zuwachsralten bleibt die gewerkschaftliche Organisation der Angestellten und der Intelligenz noch weit hinter deren Wachstum in der Gesellschaft zurück.

Pickhaus stellt dazu fest (IMSF, 321): »Eine Schlüsselfrage wird... die Einflußnahme bzw. Gewinnung von wichtigen Gruppen der Intelligenz, die für die Ausübung gesellschaftlicher Hegemonie eine zentrale Rolle spielt.« Doch begründet er das mit der »allgemeine(n) Tendenz der Verwissen-

schaftlichung der Politik.« — Der *Politik* und nicht der Produktion! Wiederum erscheint die Intelligenz in ihrem »herkömmlichen Sinn«, als Meinungsträger und Experte außerhalb der Produktion, im Überbau; nicht erwähnt wird wieder einmal die WTI, die direkt in die Produktion eingreift, indem sie sie verwissenschaftlicht.

Die Verwissenschaftlichung der Produktion bedeutet ja nicht nur, daß die »Haut« der Arbeiterklasse, also jene 15 Prozent mit nicht näher bestimmter Hin-und-Her-Fluktuation zu den lohnabhängigen Mittelschichten, in rapider Bewegung ist. Auch und vor allem der »Kern« der Arbeiterklasse verändert sich beschleunigt. Während der klassische Kern, die »Krisenbranchen der Stahlindustrie und der Werften«, demnächst wahrscheinlich auch die Automobilindustrie (Pickshaus, IMSF, 311), schrumpft, etablieren sich »Zukunftsindustrien«: Elektronik-, Luft- und Raumfahrtindustrie, Chemische Industrie: »Hier setzt sich ein neuer Belegschaftstypus mit relativ hohem Qualifikationsniveau durch, der sich u.a. in einem Überwiegen von Angestelltentätigkeiten mit hohem Anteil an wissenschaftlich-technischer Intelligenz ausdrückt.« (Pickshaus, IMSF, 311).

Das heißt: Im *Kernbereich der Produktion* erscheinen »Angestellte«, vorwiegend WTI. Die »Zukunftsindustrien« sind anfangs oft Klein- und Mittelbetriebe, »Schattenwirtschaft« (Pickshaus, IMSF 312), zunächst natürlich mit einem beklagenswert niedrigen gewerkschaftlichen Organisationsgrad. Sogenannte Angestellte, nämlich Angehörige der WTI, greifen in den Kernbereich der Produktion ein und verdrängen dort Teile des alten »Kerns der Arbeiterklasse«. Die Welt der »alten« Großbetriebe wälzt sich um: Krisenbranchen werden abgewürgt, zerschlagen, neue Klein- und Mittelbetriebe schießen wie Pilze aus dem Boden, geraten aber bald in Abhängigkeit von alten und neuen Monopolen, die sich gerade jetzt mit Unterstützung des Bankenkapitals umgruppieren und noch weiter konzentrieren. So geht die Verwissenschaftlichung der Produktion praktisch vor sich, und zwar beschleunigt: In den nächsten fünf Jahren wird die Zahl der Industrieroberer sich verfünfachen, die Zahl der Computer sich verdoppeln (Leisewitz, IMSF, 507).

Wie Pickshaus diese Umwälzung der Produktion beschreibt (IMSF, 312 ff), das grenzt schon an Wahrnehmungsverweigerung. Einerseits sagt er von den Angestellten: »Die Angestellten werden somit schon unter quantitativen Aspekten zum entscheidenden zukünftigen Rekrutierungsfeld der Gewerkschaften. Dabei ist dieses Feld in sich sehr heterogen. Schließt man die kleine bourgeoise Gruppe (Manager etc.) aus, so umfaßt es *Arbeiterklassengruppen in der Industrie*, dem Handel und privaten Dienstleistungen, dem Staatssektor usw. ebenso wie die Mittelschichtengruppen, darunter insbesondere die wissenschaftlich-technische Intelligenz.« (Hervorhebungen von mir, M.S.) Das heißt doch wohl: Wenigstens ein Teil der »Angestellten« ist als »Arbeiterklassengruppen« in der Produktion tätig, ein anderer Teil als WTI mit verwissenschaftlicher Produktion befaßt. — Doch wenige Zeilen vorher heißt es: »In der Zunahme von Angestelltentätigkeiten widerspiegeln sich Umverteilungsprozesse aus dem Bereich der Produktion in die Bereiche der Leitung, Kontrolle, Verwaltung, der Zirkulation und Distribution sowie die zunehmenden Staatsaktivitäten für gesellschaft-

liche Reproduktion und Herrschaftssicherung.«

Damit wird aber zumindest die halbe Wahrheit nicht gesehen: Die Zunahme der »Angestellten« drückt nicht bloß die ihrerseits aus der Umwälzung der Produktion erklärbürftige Zunahme des Leistungs- und Dienstleistungssektors aus; diese dramatische Zunahme findet auch in der materiellen Produktion statt, dort nämlich, wo, vor allem in den »Zukunftsindustrien«, die WTR stattfindet, und wo ihre Kader, die wissenschaftlich-technischen »Intellektuellen«, die Avantgarde eines neuen Produzententyps darstellen.

Ganz kommt Pickshaus nicht darum herum, die Herausbilung dieses neuen Produzententyps zuzugeben, doch wehrt er das Eingeständnis im selben Atemzug ab: »Auch wenn die Produktivkraftentwicklung einen höheren Anteil qualifizierter Lohnarbeiter fordert und sich Tendenzen der 'Professionalisierung der industriellen Arbeit' und 'Verankerung von Produktionsintelligenz' abzeichnen, so wird dies unter dem Diktat kapitalistischer Verwertungsinteressen immer nur für Teilbereiche gelten...« (IMSF, 312) Und sofort wird der soziale Preis hervorgehoben: »Polarisierung« und »Segmentierung«, »Marginalisierung« und »Pauperisierung« der Arbeiterschaft; Massenarbeitslosigkeit. — Dieses Sperrfeuer sozialer Anklagelpunkte richtet sich aber gegen den Falschen: In einem Atem wird zugegeben, daß die *Produktivkraftentwicklung* den Gesamtarbeiter verwandelt, und zugleich werden die Begleiterscheinungen dieser Umwälzung unter kapitalistischen Bedingungen aufgezählt. Doch das spricht ja nicht gegen die Tatsache der Umwälzung, sondern gegen den Kapitalismus! Klar, daß er den sozialen Preis der WTR hochtreibt, um die ökonomischen Kosten der WTR möglichst zu senken. Nur: Was hat das damit zu tun, daß die Produktion sich *wirklich* verwissenschaftlicht, daß die WTI *wirklich* in die Produktion geht?

Die allzu schnelle Abwehr dieser Tatsache hat bei Pickshaus als Anlaß, daß er an der zitierten Stelle implizit gegen die Studie von Kern/Schumann (»Das Ende der Arbeitsteilung?«, München 1984) polemisiert; Kern/Schumann sehen die »Humanisierungs«-Möglichkeiten der WTR unter kapitalistischen Bedingungen wohl zu rosarot (vgl. die Rezension ihrer Studie durch Leisewitz, IMSF, 92 ff), doch hat diese Sicht Kern/Schumann offenbar vor der Wahrnehmungsverweigerung bewahrt, die Pickshaus gegenüber der Veränderung der Arbeit übt: »Insgesamt gesehen: Gegen den Strich ihrer theoretischen Interpretationen und Verallgemeinerungen gelesen, bietet die Studie von Kern/Schumann viele Anregungen und Informationen zur Veränderung der Arbeit und der Formierungsbedingungen der Arbeiterklasse der Bundesrepublik« (Leisewitz, IMSF, 96).

6. Ein Gespenst geht um, den Kopf unterm Arm

Das herkömmliche Schema vom vorwiegend manuell tätigen »Kern der Arbeiterklasse« und den zu den herkömmlichen Mittelschichten geschlagenen »Intellektuellen« kann die Verwissenschaftlichung der Produktion im Lauf der WTR nicht erfassen. Schon Gramsci hat betont: Mit dem Kopf zu

arbeiten, ein Intellektueller zu sein, ist kein Wesensmerkmal, das zur Bestimmung der Klassenzugehörigkeit taugt: »Der verbreiteste methodische Fehler scheint mir zu sein, daß dieses Unterscheidungsmerkmal (der »Intellektuellen«, M.S.) in der Spezifik der intellektuellen Tätigkeiten gesucht wurde und nicht im ganzen System der Beziehungen, in dem sie und damit die Gruppen, die sie repräsentieren, als Teil des Gesamtkomplexes der gesellschaftlichen Beziehungen ihren Platz finden. In Wirklichkeit kennzeichnet beispielsweise den Arbeiter oder Proletarier nicht die manuelle oder praktische Arbeit, sondern daß er unter bestimmten Bedingungen Arbeit leistet (abgesehen von der Erwägung, daß es keine rein physische Arbeit gibt... Jede beliebige physische Arbeit ... enthält ein Minimum an technischer Qualifikation, das heißt ein Minimum an intellektueller, schöpferischer Tätigkeit)... Alle Menschen sind Intellektuelle, könnte man deshalb sagen; aber nicht alle Menschen haben in der Gesellschaft die Funktion von Intellektuellen...« (Gramsci, 225 f.).

Diese Einsichten hat Gramsci noch vor dem unübersehbaren Anlaufen der WTR formuliert; aber er sah schon, das Phänomen der massenhaften Kopfarbeit in den Leitungs- und Verwaltungsstäben vor Augen, den Intellektuellen als Teil des Gesamtarbeiters. Angesichts der WTR entfaltet sich die Bedeutung seiner Worte erst: Nicht *über* der Produktion steht der Kopfarbeiter planend und leitend, sondern *in* ihr überall dort, wo durch die WTR die Arbeit immer mehr zur Planung und Leitung von Automaten wird. (Daß die Automation die Arbeiter zu Planern, Leitern und Überwachern der Produktion macht, hat schon Marx gesehen). Die herkömmliche Beschreibung der Klassenlandschaft, die den Handarbeiter mit *dem* Arbeiter, den Kopfarbeiter mit (klein)bürgerlichen Mittelschichten identifiziert, taugt nicht länger. Speziell die richtige Einordnung der WTI muß so mißlingen, und damit die strategische Orientierung darauf, die WTI als Teil der Arbeiterbewegung zu organisieren — und nicht, wie mit den herkömmlichen Intellektuellen, den im Überbau tätigen Weltbildmachern und Kommunikatoren, Bündnisse zu schließen.

Das macht Unterschiede im Großen und im Kleinen. — Im Großen wird die Arbeiterklasse minus Intelligenz zum Opfer der Entwicklung, ihr »Kern« »schrumpft« sie, »differenziert« sich, wird »buntscheckiger«, d.h. sie erscheint nur noch als desorganisiert und geschwächt. Der historische Optimismus der Marxisten wird angesichts solcher Abbauprozesse eines zu eng gefaßten Proletariats zur verkrampften Beschwörung. — Im Kleinen muß sich eine strategische Orientierung auf den alten »Kern der Arbeiterklasse« ihr Ziel allmählich mit der Lupe suchen: 15 Prozent des Gesamtarbeiters wohnen nur selten vor der Haustür; dort liegen aber die Probleme der WTR unter kapitalistischen Bedingungen zuhauf, und ihre Opfer und ihre Akteure sind Nachbarn: Techniker und Wissenschaftler, die gegen ihr besseres Wissen und Gewissen Maschinen entwickeln sollen, die Menschen ersetzen oder vernichten können; Arbeiter in Angst um den Arbeitsplatz, Arbeiter ohne Arbeit: Opfer der Maschinen, die ihresgleichen entwickelt und baut...

Das Wesen der Marx'schen Theorie hat im Nachweis bestanden, daß die widersprüchliche Wirklichkeit zugleich die historische Kraft zur Aufhebung des Grundwiderspruchs produziert: die Arbeiterklasse. Das unter-

scheidet den Marxismus vom utopischen Sozialismus, welcher die schlechte Realität anklagt, die Gegenutopie beschwört, die historische Kraft zur Veränderung nicht weiß. Wenn aber nun in der Ära der WTR die Marxisten an der Definition des Arbeiters als Handarbeiter festhalten, wenn sie die Intellektualisierung und Verwissenschaftlichung des Gesamtarbeiters als Bündnisproblem mit einer Schicht außerhalb der Klasse betrachten, dann reduzieren sie die Arbeiterklasse von der geschichtsverändernden Macht par excellence zum Opfer der Entwicklung; denn die bloße Handarbeit, auch wenn sie nie ganz aussterben sollte, wird von der WTR zur unsewentlichen Arbeit degradiert werden, zur Reparatur, zum Kunsthandwerk, zur Nischentätigkeit und — gerade unter kapitalistischen Bedingungen — zum unterqualifizierten Lückenbüßer.

Die abgetrennte Hand ist ein Objekt auf dem Seziertisch: Der Sieger der Vorgeschichte verfügt über eine Hand und einen Kopf; und den trägt er nicht unterm Arm.

Wie dieses möglich sey zu untersuchen, überlassen wir den Weisen und tief-sinnigen Leuten, die, in stolzer Muße und seeliger Abgeschiedenheit von dem Getümmel dieser sublunarischen Welt, mit der nützlichen Spekulazion sich beschäftigen, uns zu belehren, wie alles wirklich ist, ohne Nachteil ihrer Meinung und Lehrgebäude, möglich sein könne.

Christoph Martin Wieland

Bradley S. Klein / Frank Unger

AMERICAN FOOTBALL

An einem Montagabend im Oktober letzten Jahres wurde der amerikanischen Nation ein neuer Superstar geschenkt. Er ist, wie schon häufig zuvor, ein professioneller Footballspieler — also ein Akteur in jenem amerikanischen Zuschauersport No. 1, von dem die meisten Europäer glauben, er habe noch etwas mit dem hier bekannten Rugby zu tun. Die Geburt des Stars fand vor ca. 20 Millionen Fernsehzuschauern statt und vollzog sich aufgrund einer einzigen Spielszene. Der neue Nationalheld — im Unterschied zu Rambo und Rocky »for real«, also nicht aufgrund fiktiver Spielfilmhandlungen synthetisch fabriziert — bekam auch sofort, wie das in Amerika in solchen Fällen üblich ist, einen liebevollen »nick-name«. Man nennt ihn »The Refrigerator«, den Kühlschrank, William »The Refrigerator« Perry, und er ist in seinem ersten Jahr beim bislang erfolgreichsten Team dieser Saison, den Chicago »Bears«.

Warum nennt man ihn den »Kühlschrank«? Ein Europäer, der nie in den USA gewesen ist, kann nicht wissen, daß ein richtiger amerikanischer Kühlschrank sein gewöhnliches europäisches Gegenstück bei direktem Größenvergleich als eine Art Schuhkarton erscheinen läßt — und damit ist schon alles gesagt. Oh ja, der »Refrigerator« ist groß: er ist 1,85 hoch, sein Halsumfang beträgt gut 55 cm, der seiner Oberschenkel knapp 75 cm. Das eigentlich Bemerkenswerte am »Refrigerator« jedoch ist sein Gewicht: während seiner Zeit als College-Spieler — der stets notwendigen Qualifikationszeit für eine Profi-Karriere — fluktuierte es zwischen den Polen 125 kg und 175 kg, häufig innerhalb sehr kurzer Zeit. Nicht selten verlor bzw. gewann er innerhalb von 14 Tagen das ungefähre Gesamtgewicht eines Marathonläufers. Kein Wunder, daß in seinen Profivertrag mit den Chicago »Bears« die Klausel aufgenommen wurde, sich alle zwei Tage unter notarieller Aufsicht auf die Waage zu stellen. Seitdem stagniert sein Gewicht bei rund 140 kg.

Aber nicht von seiner enormen Masse röhrt Perry's über Nacht gewonnene Berühmtheit. Das Sensationelle, wodurch der »Refrigerator« in den Status eines Superstars katapultiert wurde, bestand an jenem bereits erwähnten Montagabend im Oktober einfach darin, daß der Chefcoach der Chicago »Bears« ihn aufs Feld schickte, als seine Mannschaft sich nicht in der Verteidigung sondern im Angriff befand — und das, obwohl der »Refrigerator« bis dahin nur als *Abwehrspieler* bekannt war. Die »Bears« hatten sich an jenem Montagabend bis auf einen Meter an die Mal-Linie ihrer Erzrivalen, der Green Bay »Packers« vorgearbeitet, und als der Quarterback der »Bears« den Ball in dieser Situation an Perry gab, rechtfertigte

dieser das in ihn gesetzte Vertrauen dadurch, daß er über die geballte Phalanx der Green Bay-Verteidiger, die sich ihm in den Weg stellte, einfach hinüberstampfte. Zwei Wochen später stellte er einen neuen Rekord auf: in einem weiteren vom Fernsehen direkt übertragenem Spiel wurde er zum schwersten Spieler in der Geschichte der National Football League, der jemals einen Touchdown-Pass regelgerecht fing — wenn dieser auch, zugegeben nicht wie üblich über dreißig, sondern nur über knapp zwei Meter auf ihn gespielt wurde.

Seitdem geraten die Zuschauer im Stadion wie vor den Fernseh-Schirmen jedesmal aus dem Häuschen, wenn William Perry, ein ansonsten freundlicher schwarzer Riese, zur gelegentlichen Angriffsaktion aufs Feld gerufen wird. Bei Heimspielen werden seine außerordentlichen Tugenden auf langen Spruchbändern beschworen, in fremden Stadien wird die Heimmannschaft ebenso beschwörend aufgefordert, »dem Kühlschrank die Tür zuzuschlagen« oder »die No 72 auf Eis zu legen«. Auch außerhalb der Arenen ist der »Refrigerator« inzwischen allgegenwärtig: auf Riesenanzeigen für Küchenmöbel — vornehmlich natürlich für Kühlschränke — und in Fernsehspots für McDonalds, die ihn beim Verschlucken von vier Hamburgers auf einmal zeigen.

William Perrys schneller Ruhm kann sicher auf ganz »natürliche« Weise erklärt werden: er ist ein bemerkenswerter Athlet, er spielt für die erfolgreichste Mannschaft der Saison, und als Spieler in der National Football League (NFL) hat er direkten Zutritt zum drittgrößten Medienmarkt der Nation. Aber gerade in seinem spektakulären Erfolg steckt mehr als nur ein ungewöhnlich rasanter Sportleraufstieg, von dem es ja bekanntlich auch in anderen Ländern Beispiele gibt: er ist ein Lehrstück über die hegemoniale Kultur Amerikas, über das besonders intime Verhältnis zwischen Football und amerikanischem Selbstverständnis und über die Rolle der visuellen Massenmedien in diesem Land, die während der Football-Saison pro Woche nicht weniger als ein halbes Dutzend NFL-Spiele in voller Länge live über das gesamte Gebiet der USA ausstrahlen. Zum Vergleich: Live-Übertragungen deutscher Fußball-Bundesliga-Spiele pro Jahr: null.

Was für eine Art Mannschaftssport ist das überhaupt, bei dem ein Gigant wie der »Refrigerator« zum Einsatz gebracht wird, um in ganz speziellen Spielsituationen ganz spezielle Aufgaben durchzuführen — z.B. wenn es darauf ankommt, den eiförmigen Ball den letzten entscheidenden Meter über die gegnerische Mal-Linie zu befördern?

American Football ist ein Spiel, das mit dem hin- und herwogenden Laufspiel gleichen Namens, wie es im Rest der Welt gepflegt wird, absolut nichts gemein hat. Es basiert auf hochkomplexer Arbeitsteilung zwischen offensiven und defensiven Mannschaftsteilen — genauer gesagt zwischen zwei Teams, die jeweils komplett ausgewechselt werden, je nachdem, ob die eigene Mannschaft im Ballbesitz ist oder der Gegner. Es ist ganz sicherlich — seinen für den Laien chaotisch erscheinenden Spielszenen zum Trotz — das diszipliniertesten, am meisten durchgeplante und am wenigsten spontane Mannschaftsspiel der Welt. Individualisten oder »Genies« (wie etwa im uns bekannten Fußball) haben im American Football keine Funktion und mithin keinen Platz: nur, wer im wahrsten Doppelsinn des Wortes »paßt«, kann es als Spieler zu etwas bringen.

Während des Spiels hat jede Mannschaft elf Mann auf dem Feld, der gesamte Kader eines ordentlichen Football-Teams jedoch beträgt 45. Der Spielverlauf wird dadurch bestimmt, daß die ballbesitzende Mannschaft versucht, so lange wie möglich im Ballbesitz zu bleiben bzw. mit dem Ball Meter für Meter oder auch in einem Überraschungsstreich schließlich bis zur gegnerischen Mal-Linie (»Touch-down-line«) vorzudringen. In höchstens vier Versuchen muß sie mit dem Ball mindestens 10 Yards an Boden gewinnen; gelingt das nicht, geht der Ball an den Gegner über. Die ballbesitzende Mannschaft verfolgt ihre Ziele nicht — wie etwa eine Fußball-, Basketball- oder auch eine Rugbymannschaft — jeweils durch individuell improvisierendes, aber aufs Mannschaftsziel bezogenes Ausnutzen sich augenblicklich bietender Chancen, bei dem Einzelspieler und Mannschaft sich ständig aufs Neue wechselseitig zur Geltung bringen, sondern sie führt ihre Attacken gleichsam als ein organischer Körper, in Umsetzung von vorher genauestens eingebüffelten »game plans«. Im »Play Book« jeder Mannschaft — ein streng geheimes Schriftstück von ca. 300 Seiten Umfang — haben die Trainer in der Regel an die 120 verschiedene »Aktionspläne«, je 60 für Angriff und Verteidigung, festgelegt, nach denen ihre Mannschaft nach den Unterbrechungen jeweils das Spiel wieder aufnehmen kann, geordnet nach Position auf dem Spielfeld und angestrebtem taktischen Ziel. Um einen hinkenden Vergleich mit dem europäischen Fußball zu ziehen: Rhythmus und Logik des American Football auf unser Spiel übertragen wäre etwa, als würde man es kondensieren auf die »Standardsituationen« bzw. die sich unmittelbar daran anschließenden, besonders bei Freistößen in Tornähe hochintensiven Spielszenen; und als würde die Arbeit des Trainers sich z.B. darauf beschränken, immer ausgeklügeltere »Freistoßtricks« auszudenken, die die Mannschaft dann auf dem Feld in wechselnder Folge vorzuführen hätte. American Football ist also kein fortlaufendes Spiel, sondern eine Aneinanderreihung von immer wieder neu initiierten, hoch intensiven, im Durchschnitt nur wenige Sekunden dauernden Spielfragmente. Ein Spieler braucht kaum Kondition im Sine von Stamina, umso mehr dagegen Schnellkraft, Masse, Körpergröße, äußerste Konzentrationsfähigkeit und aufopfernde Hingabe für das Mannschaftsziel; d.h. die Bereitschaft, seinen Beitrag zum Spiel des Teams unbedingt auf die ihm zugewiesene Spezialaufgabe zu beschränken, wenn nötig, unter Mißachtung seiner körperlichen Unversehrtheit.

Die mit dem modernen Football verbundene extreme »Arbeitsteilung« und Aufsplitterung des Spiels und der Spielerfunktionen in kleinste Einheiten ist das Resultat einer langen Entwicklung. Ursprünglich bestand auch das Football-Team aus elf Spielern, die sowohl im Angriff wie in der Defensive spielten, und es gab kontinuierliches Spiel, wie das im europäischen Fußball oder auch im Rugby weitgehend der Fall ist. Da aber die irgendwann im 19. Jahrhundert festgeschriebenen Regeln für den American Football keine genauen Grenzen für das Auswechseln der Spieler vorsahen, gingen die Trainer dazu über, Spieler für Spezialaufgaben nach körperlichen Merkmalen auszusuchen und auszubilden — um schließlich die gesamten elf Mann jeweils für Angriff und Verteidigung komplett auszutauschen. Während eines Spiels kommen auf diese Weise nicht selten alle 45 Spieler einer Mannschaft irgendwann zu ihrem Spezialeinsatz, manche al-

lerdings nur für Sekunden.

Kein einziger von ihnen ist sein eigener Herr auf dem Feld. Alle sind sie unmittelbare »Werkzeuge« des am Spielfeldrand sitzenden Cheftrainers — und selbst der »smarteste« Mann auf dem Feld, der »Quarterback« aus der Angriffsformation eines Teams, der allein berechtigt ist, nach einer Unterbrechung und dem daraus folgenden »Gedränge« das Spiel wieder zu eröffnen, tut dies in der Regel nicht nach eigener Einschätzung der Lage, sondern aufgrund der ihm am Spielfeldrand vom Trainer signalisierten Zeichen: »Spielzeug 25 mit Zusatzvariante c über links«, S. 125 bis 128 im Play-Book — so etwa könnte die Botschaft lauten; und dann besteht die intellektuelle und administrative Leistung des Quarterbacks darin, daß er erstens blitzartig memoriert, welche der fünf dutzend eingeübten Möglichkeiten damit praktisch gemeint ist, und daß er zweitens seinen Nebenleuten dies für sie einleuchtend so mitteilt, daß gleichzeitig der Gegner vollständig im Dunkeln über die verabredete Angriffsaktion gelassen wird.

Die Kontrolle und Lenkung des Spiels durch die Trainer ist nahezu total. Der Cheftrainer — der eigentliche »Feldherr« der Schlacht — sitzt am Spielfeldrand und sammelt alle für das Dirigieren des Spiels notwendigen Informationen. So ist z.B. jeder Cheftrainer einer NFL-Mannschaft heute durch Radioempfänger und Kopfhörer mit einer Reihe von Hilfsstrainern verbunden, die an verschiedenen Seiten des Stadions auf den obersten Rängen der Tribüne sitzen und ihm aus dem Überblick der Vogelperspektive die Verteidigungsformation des Gegners mitteilen. In den Tagen vor der High-Tech-Revolution mußten sie zu diesem Zweck noch Polaroidphotos machen und diese dem Cheftrainer in eine alte Wollsocke gewickelt hinunterwerfen, was bei starkem Wind natürlich zu Beeinträchtigungen der optimalen Spielgestaltung führte.

Der optische Eindruck des Spiels selbst — ausgetragen auf einem Feld von der Größe 110 x 50 m und auf gelenkemordendem, aber pflegeleichtem Kunstrasen — ist der eines Landkrieges zwischen zwei gepanzerten Armeen; die eine im Ballbesitz und daher im Vormarsch, die andere verzweifelt darum bemüht, ihr Territorium zu behaupten und dadurch selbst die Initiative und den Ball wieder an sich zu bringen. Der Jargon des Spiels selbst macht keinen Hehl aus seinem martialischen Selbstverständnis: die Angriffsformation, geführt von ihrem »Feldwebel«, dem Quarterback, versucht, die »schwachen Stellen in den feindlichen Linien« auszunutzen, in »Randstellungen des Gegners einzudringen«, stellt sich auf »in Gewehrformation« (der Quarterback 5 m zurückgesetzt vom Gedränge), »sprengt eine Lücke in der Mitte«, »wirft eine Bombe«. Umgekehrt »hält« die verteidigende Mannschaft »ihr Territorium«, »sichert einen Kampfabschnitt« oder versucht, in einem »Blitz« den gegnerischen Quarterback auszuschalten.

Diese Ausdrucksweise ist nur bedingt eine bildhafte Übertreibung. Football ist eine Art Krieg. Zwar sind gewisse extrem brutale Taktiken, die um die Jahrhundertwende noch gang und gäbe waren — z.B. der gefürchtete »fliegende Keil«, bei dem eine Reihe von Spielern sich unterhakten und dann als eine Art lebender Menschenpfug den Weg freiräumten für den nachfolgenden Ballträger — heute verboten, aber noch immer ist American Football, allem Geschrei über die einzigartige Brutalität des Boxens zum

Trotz, Amerikas Killersport No. 1, besonders auf der High School- und Universitätsebene. Das hat auch die in den letzten 50 Jahren entwickelte Ausrüstungsrevolution nicht verhindert, z.B. die seit den vierziger Jahren schwer gepolsterten, mit voller Gesichtsmaske versehenen Kunststoffhelme, die die bis dahin gebräuchlichen Lederkappen ersetzten. Heute trägt jeder Spieler zusätzlich zu seinem eigenen Körpergewicht beinahe 10 Kilo an Schutzausrüstung mit sich herum, inklusive der gewaltigen Schultereinlagen, die auch den schmächtigsten Jugendspieler von weitem wie Arnold Schwarzenegger aussehen lassen.

Wenn Football Krieg ist, dann kämpfen in ihm sicherlich die am besten ausgebildeten Soldaten. Sie werden für ihre Gefechtseinsätze gestählt durch ganze Kohorten von Trainern, die ihnen neben der generellen Fitness immer wieder jenen speziellen Bewegungsablauf vermitteln, durch den sie allein im Ensemble ihre Aufgabe erfüllen können. Die Spieler erfahren Training und Spiel als taylorisierte Arbeitsteilung, sich selbst als wenig mehr denn hochbezahlte Manipulationsobjekte, Gegenstand von Time-and-Motion-Studies und Verbrauchsmaterial für Scientific Management. Umso wichtiger wird für sie der Mythos, die sakrale Aura, die das Spiel und seine im Rampenlicht stehenden Protagonisten umgibt. Vor jedem Wettkampf hält ein Feldkaplan einen kurzen Gottesdienst in der Umkleidekabine ab, in dem nicht nur für den Sieg des Teams, sondern auch dafür gebetet wird, daß alle ihren Einsatz ohne Verletzungen überstehen. Während der Fernsehübertragungen erwähnen und analysieren die selbst als Akteure einst zu nationalen Kultfiguren avancierten Kommentatoren Frank Gifford und Joe Namath (Jahreseinkommen Gifford: 1,5 Mio. Dollar, Namath: 850.000 Dollar) die einzelnen Spieler und vermitteln dabei den Eindruck, als sei selbst das schlichte Niederrammen eines gerade in die andere Richtung guckenden Gegners eine sportliche Meisterleistung.

Glorifizierung und Sakralisierung verhüllen, daß für die Spieler selbst ihr »Sport« einer der härtesten Arbeitsplätze der Welt ist. Hinter seiner Glitzerfassade existiert eine häßliche Kultur des ständigen Körpermissbrauchs und der Selbstverleugnung, der Amphetamine und des »Gesundspritzens«, der Anabolika und der Schmerztabletten, des »schnellen Lebens« und der Aussicht, als Dreißigjähriger sich für den Rest der Jahre mit kaputten Knien und schmerzendem Rücken abfinden zu müssen. Letzteres ist nicht unbekannt in der Öffentlichkeit, aber gerade das scheint eher zur verstärkten Romantisierung der Footballhelden unter der amerikanischen Jugend beizutragen. Kaum ein amerikanischer Junge, der nicht Footballspieler werden wollte, es sei denn, er ist von unterdurchschnittlicher Konstitution oder aber, seine Koordination und sein Bewegungstalent sind so hervorstechend, daß er sich für eine Karriere im Baseball oder Basketball mehr interessiert.

Die Football-Kultur umfängt den männlichen amerikanischen Jugendlichen massiv und organisiert, wenn er im Alter von 14 Jahren auf die High School kommt, setzt sich in die Universität hinein fort und endet auf der professionellen Ebene. Beim Übergang von einer Ebene in die nächsthöhere fallen jeweils 80 bzw. 95 Prozent aus: für sie ist ihre Footballkarriere und häufig damit überhaupt ihre aktive Sporttätigkeit zu Ende. Amateurvereine und organisierte Wettkämpfe als Breitensport gibt es im Football eben-

sowenig wie in irgendeinem anderen Mannschaftssport in den USA. Wer nicht gut genug für das entsprechend stärker ausgelesene Team auf der nächsthöheren Stufe ist, muß das Spiel praktisch aufgeben: ihm bleibt für den Rest seines Lebens Kaffeetennis, Golf, Jogging oder Bowling in kommerziellen Freizeitzentren und — die passive Anteilnahme am Geschick des von ihm favorisierten High School-, Universitäts- oder Profiteams.

Die lokalen Geschäftsleute, die sich als Sponsoren von High School-Footballteams in Szene setzen, tun das vornehmlich wegen der möglichen Werbeträchtigkeit des einen oder anderen »Stars«, der es vielleicht schaffen könnte, in einer Universitätsmannschaft oder gar als Profi zu spielen. Der High School-Footballheld ist mit seinen vielleicht knapp sechzehn Jahren im Mikrokosmos seiner Kleinstadt dasselbe wie der »Refrigerator« für die ganze Nation: ein »Superstar«, und die Lokalzeitung berichtet über Probleme und Meinungen des in der Regel zu schnell in die Breite gewachsenen Riesenbabys mit dem feierlichen Pomp, den die bundesdeutsche Presse nur für Anlässe wie die Verabschiedung des langjährigen Leiters der Leihbibliothek reserviert hält. Der weit überwiegende Teil dieser Pubertätshelden, die es ebenso im Baseball und im Basketball gibt, sind mit 18 wieder vergessen: ihr Leben besteht künftig hin aus profaner Berufstätigkeit und ständig verklärter werdenden Reminiszenzen an die »Glory Days« ihrer High School-Zeit. Der Bruchteil aber, der es jeweils schafft, auch auf der nächsthöheren Ebene erfolgreich zu sein, sind der Lohn, der Ruhm und die Rechtfertigung ihrer High School Coaches. Wohl in keinem anderen Land der Welt ist der Sportunterricht an den Schulen so offen auf die Entdeckung und Grundausbildung von künftigen professionellen Spitzenathleten ausgerichtet wie in den U.S.A. Ein High School-Star, der es später bis in eine nationale Profiliga bringt, hebt nicht nur das Ansehen der Schule, sondern gibt auch dem dafür »verantwortlichen« Coach die Chance, aus dem High School-Milieu in die höheren Ebenen des Geschäfts aufzusteigen.

Die High School-Footballsaison dauert von Anfang September bis Mitte Dezember, etwa ein Drittel des Schuljahres. Während dieser Zeit sind für die Mannschaftsmitglieder täglich zwei Stunden Training obligatorisch. Um sich die nötigen physischen Voraussetzungen für den Wettkampf zu erarbeiten, verbringen sie »freiwillig« zusätzlich ca. acht Stunden wöchentlich das ganze Jahr über im Kraftraum ihrer Schulsporthalle. Denn vor allem für die Deckungsspieler kommt es darauf an, sich ein möglichst hohes Körpergewicht — bei gleichzeitig optimaler Wendigkeit — anzutrainieren bzw. anzufressen. Ein sechzehnjähriger High Schoolteam-Verteidiger ist im nationalen Durchschnitt 1,80 m groß und wiegt 90 kg — aber wenn er bis zum College-Alter nicht noch gewaltig zulegt, hat er keine Chance, einen Platz in einer der besseren Universitätsmannschaften zu erringen. Solchen physisch »Benachteiligten« bleiben nur die Mannschaften der kleineren Universitäten, die kaum als Ausbilder für die professionellen Teams in Betracht kommen.

Dafür sorgen in erster Linie die Universitäten, die in der ersten Division spielen: Hochburgen des Footballs wie Notre Dame oder Pennsylvania State. Ihre Mannschaften spielen nicht selten vor 100.000 Zuschauern, und die Begegnungen werden wie die der professionellen National Football League

gewöhnlich landesweit live im Fernsehen übertragen. Mitglied eines solchen First Division Teams zu werden, ist der erste Traum jedes High School-Footballers. Es bedeutet nicht nur den glorreichen Status eines B.M.O.C. (Big Man On Campus) und die damit rechtmäßig verbundene Anhimmelung durch einen Teil der Studentinnen, sondern vor allem ein auskömmliches Vierjahres-Stipendium, bei dem der Auserwählte kaum ernsthaft zu studieren braucht, sich vielmehr optimal auf die ins Auge gefaßte Karriere als Profi vorbereiten kann.

Um aber dorthin zu kommen, muß man erst »rekrutiert« werden. Die Universitätstrainer kämmen nicht nur selbst in regelmäßigen Abständen die High Schools ihrer Umgebung nach Talenten durch, sondern haben darüber hinaus Verträge mit privaten »Scouts« in allen Teilen des Landes. Bezahlt werden dürfen Universitätsathleten offiziell nicht, aber in großen privaten Universitäten wie Notre Dame bedeutet die Gewährung eines Stipendiums allein schon an erlassenen Studiengebühren die jährliche Summe von rund 12.000 Dollar. Das Rekrutieren dieser Universitätsathleten wird sorgfältig überwacht von der National Collegiate Athletic Association (NCAA), aber dennoch hat die gängige Rekrutierungspraxis inzwischen Formen angenommen, die der gesetzten Standards der NCAA nur noch spotten.

Auffällige High School-Spieler können damit rechnen, von vielleicht 100 (einhundert) verschiedenen Universitätsvertretern besucht zu werden; Trainer versuchen, sich mit den Eltern der jungen Stars anzufreunden, »Scouts« nehmen gar ihren Wohnsitz in der Heimatstadt des Jungen, um ihn über längere Zeit zu beobachten und sich ihm bekanntmachen zu können. Solange er nur irgendwie in den akademischen Fächern nicht durchfällt, interessiert der akademische Standard des künftigen Studenten die Universität überhaupt nicht — auch wenn bei gewöhnlichen Studenten ansonsten hohe Maßstäbe für die Zulassung angelegt werden.

Ist der vielversprechende Kommilitone schließlich für eine bestimmte Universität »rekrutiert«, so wird er auf dem Campus nach einem ungeschriebenen Ritus eingeführt: Man chauffiert ihn kreuz und quer über das Universitätsgelände, deutet dabei von weitem auch auf den Magazinturm der Universitätsbibliothek, um ihn dann schnellstens in die geheiligten Arkana des Football-Bereichs einzuführen. Man zeigt ihm die Trikots ehemaliger Kommilitonen, die es bis in die National Football League gebracht haben. Der Höhepunkt des Einführungsrituals jedoch ist die Gegenüberstellung mit den in voller Montur vor ihm angetretenen »cheer-leaders«, jener zu jedem Football-Team gehörenden, ähnlich strikt organisierten Truppe junger Frauen, herausgeputzt gleich überdimensionalen Zehnjährigen, die während jedes Wettkampfs wie das ARD-Fernsehballett am Spielfeldrand herumspringen und auf diese Weise die Zuschauer zu anfeuerndem Geschrei animieren sollen. Während der Vorstellungszeremonie wird dem jungen Spieler auch hinter vorgehaltener Hand erklärt, auf welche Weise er sich weiteres »Taschengeld« verdienen kann, z.B. mit einem 40 Dollar die Stunde einbringenden Job als offizieller Nachtwächter bei einem lokalen Autohändler, bei dem in 35 Jahren noch nie jemand eingebrochen hat, weil sein Laden genau gegenüber dem rund um die Uhr besetzten Polizeirevier liegt.

Die Universitäten wissen ganz genau, warum sie dies alles tun. Das Geschäft machen nämlich sie, nicht der anscheinend so grotesk umworbene Spieler. Ein national erfolgreiches Footballteam bedeutet für die Universität, daß sie lukrative Fernsehverträge abschließen kann, die ihr ein enormes Einkommen bescheren, mit dem auch andere Universitätsprogramme finanziert werden können. Eine gute Mannschaft ist weiterhin ein bevorzugtes Identifikationsmoment für geschäftlich erfolgreiche Ehemalige (Alumni) und die lokale Geschäftswelt, denen dann die Spendendollars für den Universitätsfonds umso lockerer sitzen. Auf diese Weise entsteht ein symbiotisches Verhältnis von lokaler (männlicher) Geschäftswelt und dem Footballteam, bei dem die finanziell erfolgreichen gesetzten Herren ihre verlorene Jugend nachleben und die jungen Spieler umgekehrt väterliche Freunde und Ratgeber gewinnen — dies eine Vorstufe der für die amerikanische Gesellschaft typischen gegenseitigen Durchdringung von Hochleistungssport und Geschäftskultur, die dann bei den Professionals auf höchster Ebene sich wiederholt.

Offiziell handelt es sich bei den Mitgliedern des Universitäts-Football-Teams nach wie vor um Studenten. Es könnte der oberflächliche Eindruck entstehen, hier bekämen sportlich herausragende junge Menschen die Gelegenheit, im Austausch für gelegentlichen sportlichen Einsatz unentgeltlich eine Universitätsausbildung zu erwerben. Er ist auch nicht vollständig falsch. Immerhin verlassen rund 20% der First Division-Spieler ihre Universität nach den vorgeschriebenen vier Jahren mit einem Bachelor-Grad. Aber vier von fünf gehen am Ende ohne einen Abschluß — in der Hoffnung, einen Profivertrag in der NFL zu bekommen. Während der Saison, die immerhin gut zwei Drittel des Herbstsemesters einnimmt, ist ganz offiziell an ein ordnungsgemäßes Studieren überhaupt nicht zu denken. In dieser Zeit verbringen die »Studentensportler« gut 30 Stunden pro Woche mit dem Training und dem Studieren von Filmaufzeichnungen der Spiele ihres nächsten Gegners. Die Festlichkeiten, die mit einem gewöhnlichen Heimspiel verbunden sind, halten sie von Freitagabend bis Sonntag ununterbrochen beschäftigt. Bei ihren Auswärtsspielen — nicht selten am anderen Ende des Kontinents — sind sie jeweils drei volle Tage unterwegs. Außerhalb der eigentlichen Saison wird von den Spielern zumindest informell erwartet, daß sie sich durch etwa 20 Stunden Konditionstraining und Gewichtstraining fit halten. Für die besten Mannschaften beginnen darüber hinaus nach der eigentlichen Saison erst die wirklich wichtigen Pokalspiele um verschiedene »Bowls«, an denen das Fernsehen ganz besonders interessiert ist. All das macht weniger den Sport für die »Studentensportler« zu einer angenehmen Methode der Studienfinanzierung als umgekehrt den »Studentensportler« zu einem Mittel der Universitäten für die Aufbesserung ihrer Etats — und niemals zieht die Universität bei diesem vermeintlichen Geschäft auf Gegenseitigkeit den Kürzeren.

Alljährlich im Frühling findet dann das Spektakel der Rekrutierung von den aus der Universität nach vier Jahren abgehenden Spielern durch die Profimannschaften statt. Dieser »professional draft« dauert zwei Tage und wird in seinen wichtigsten Phasen ebenfalls landesweit live im Fernsehen übertragen. Auf diese Weise stellt die National Football League sicher, daß der Wettbewerb ihrer Clubs um die besten auscheidenden »Studenten-

sportler« in geordneten Bahnen abläuft und gleichzeitig die Universitäten als »Farmen« für die professionellen Teams erhalten bleiben. Weniger als 10% aller abgehenden Universitätsspieler erhalten einen Profivertrag, von denen wiederum nur die Hälfte jemals an einem ernsthaften Spiel teilnehmen wird. Wer es nicht schafft, kann es noch in Kanada bei der Canadian Football League oder auch bei dem kürzlich mit enormem Investitionsaufwand gegründeten amerikanischen Konkurrenzunternehmen, der United States Football League versuchen.

Diejenigen, die einen Vertrag mit einem NFL-Team ergattern können, spielen im Durchschnitt nur weitere drei Jahre, bevor sie sich einer gewöhnlichen bürgerlichen Existenz zuwenden müssen, auf die sie allerdings ihre Universität so gut wie überhaupt nicht vorbereitet hat. Allein die, die im ersten von insgesamt 26 Durchgängen des Rekrutierungsreigens engagiert worden sind — also die ausgesprochenen Stars aus den Universitätsmannschaften — können sich als finanziell gemachte Leute betrachten. Sie erhalten in der Regel lukrative Kontrakte mit garantiertem Einkommen über mehrere Jahre, die meist ein professioneller Agent für sie aushandelt — was schon insofern unerlässlich ist, als Footballspieler auch nach vier Jahren Universitätsausbildung ohne Unterstützung im Lesen und Schreiben nicht auskommen. Alle anderen Spieler, deren Dienste von einem professionellen Team angefordert werden, erhalten in der Regel Verträge, bei denen die Höhe des Einkommens daran gebunden ist, ob der betreffende Spieler es schafft, in die spielende Mannschaft aufgenommen zu werden, sich also das Vertrauen des Trainers zu erwerben. Es kann mitunter weitere zwei, drei Jahre dauern, in denen ein Spieler die mörderische Routine eines gewöhnlichen Footballtrainings auf sich nimmt, ohne sicher sein zu können, daß er es zu einem Platz im Stamm des spielenden Teams bringt. Erst dann nämlich kann er wirkliches Geld verdienen, und zwar im Schnitt je nach Bedeutung seiner Position im Team zwischen 90.000 und 500.000 Dollar im Jahr. Das Durchschnittsgehalt für alle 45 Spieler liegt bei 170.000 Dollar.

Die Clubs, die derartige Gehälter zahlen müssen, können sich das ohne weiteres leisten, manche sogar ohne eine einzige Eintrittskarte zu verkaufen: allein die Fernsehverträge reichen dafür aus. Aber auch an den Stadionkassen sahnen die Clubs ab. Der Durchschnittsbesuch eines NFL-Spiels liegt bei 60.000 Besuchern, und wer z.B. für die Heimspiele der New York »Giants« ein Ticket erwerben will, muß darauf beinahe so lange warten wie auf ein Auto in der DDR: die gegenwärtige Warteliste für eine Saisonkarte — nur solche werden verkauft — verspricht die Aushändigung frühestens für 1991. Professional Football ist, jedenfalls im Original, kein Sport für den Gelegenheitsfan und auch nicht für den mit dünner Brieftasche. Umso mehr dagegen für die Creme der »Corporate Elite«, die sich speziell ausgestattete Privatlogen (»Clubhouse boxes«) kauft, mit Luxussesseln, Farbfernseher und Bar, in die sie diejenigen ihrer Geschäftspartner mitnimmt, denen sie entweder besonderen Dank abstatte oder die sie zu einem besonders lukrativen Geschäft überreden will.

Und vielleicht liegt das wirkliche Wesen jener amerikanischsten aller amerikanischen Sportarten nicht in der Analogie zum Militär, sondern in seiner Affinität zum organisierten Business; nicht das Panzerregiment sondern die Fertigungshalle oder das Großraumbüro sind sein Komplement.

Nur ganz wenigen seiner Akteure gelingt der Aufstieg aus der genormten Anonymität des Spielverlaufs zum individuellen Superstar-Status. Aber diejenigen, denen dies gelingt, sind nicht die besten Allround-Athleten. Es gibt keine Allround-Spieler im Football. Einzig der Quarterback hat die legitime Chance, so etwas wie individuelle Klasse und Vielseitigkeit zu zeigen.

Der Superstar dieser Saison, William »The Refrigerator« Perry, ist kein Quarterback, sondern ein Held ganz neuer Art. Er hat demonstriert, daß American Football mehr sein kann und einmal mehr gewesen ist als eine Reihe von mechanisierten Spielfragmenten, in denen vom einzelnen Spieler nichts verlangt wird als die tausendmal eingebüte, ihm zugewiesene Spezialaufgabe. Auf bescheidene Weise hat der »Kühlschrank« Angriff und Verteidigung wieder integriert wie in den Anfangstagen des Spiels. Die Ironie an der ganzen Geschichte ist jedoch, daß die Massen, die dem Verteidiger Perry bei dessen gelegentlichen Offensivauftritten zu jubeln, nicht eigentlich der Agilität und der Schnellkraft dieses durchaus bemerkenswerten Athleten ihren Beifall zollen, sondern dem Mut des Cheftrainers der »Bears«, einen solchen Bruch mit den Konventionen des Spiels einfach zu wagen und zum Angriff einen Deckungsspieler aufs Feld zu schicken. Der moderne Sinngehalt des Football wird hier evident: Sein Mythos als atavistischer Kampf Horde gegen Horde ist abgelöst durch das Image von »zivil« kontrollierter und kühl von außen nach genau ausgeklügeltem strategischen Plan manipulierter Gewalt.

Richard Nixon mußte keineswegs befürchten, daß es als anmaßender Übergriff eines Inkompetenten angesehen werden würde, als er zu Zeiten seiner Präsidentschaft den Cheftrainer seiner Lieblingsmannschaft Miami »Dolphins«, während der Halbzeitpause wichtiger Spiele direkt aus dem Weißen Haus in der Umkleidekabine anrief, um ihm fachmännisch Rat für die zweite Hälfte des Spiels zu geben. American Football ist nun einmal das kumpanenhaft geteilte, spielerische Identifikationsszenario für alle diejenigen, die daran gewöhnt sind, die gesellschaftliche Kraftpotenz, die sich entwickelt, wenn die kombinierten Kräfte und Geschicklichkeiten vieler Hände gleichzeitig zusammenwirken, für ihre Zwecke zu kommandieren.

Der Schnellere kann zwischendurch etwas anderes tun.

Niklas Luhmann

HARAKIRI

Naumännchen I:

Er müßte also wissen, mit welchen Nöten und Schwierigkeiten die DDR (und die ist gemeint und nicht irgendein Krähwinkel!) zu kämpfen hatte und immer noch hat, und was sie trotz alledem dennoch geschaffen hat. Daher ist es auch einem solch qualifizierten Schriftsteller nicht erlaubt (und trotz der Kenntnis widerwärtiger menschlicher Gemeinheiten, wie sie gewiß auch in der DDR sich zeigen), ein solches Zerrbild zu schaffen.

Alois Bühler über Christoph Hein, Vorwärts (PdA), Basel, 7.11.85

Naumännchen II:

Schon Heins erste Novelle 'Drachenblut' blieb mir fremd, der gesellschaftliche Tod einer früh verstummen Frau, ihr erstarrtes Funktionieren in Regeln, die sie nicht gemacht hat, aber akzeptierte, hinterließ mehr Skepsis als Betroffenheit. Nun läßt Hein in »Horns Ende« eine Kleinstadt in Kälte sterben. Wann wird es eine Region, ein ganzes Land sein?

Uli Gellermann, UZ, 14.12.85

Naumännchen III:

Schließlich ging Steigerwald auf die Tatsache ein, daß im Alltagsbewußtsein der Menschen die Erscheinungen, die Einzelheiten, die persönlichen Erlebnisse, die individuellen Erfahrungen, die Resultate von Erziehung und Bildung, die Emotionen ein 'Weltbild' formen, das oftmals keinen wissenschaftlichen Charakter habe. Natürlich entstehe dann in solchen grundsätzlichen Fragen wie der Systemauseinandersetzung eine Anschauung, die weder das Wesen des Imperialismus noch das des Sozialismus erfäßt, aber die Urteilsbildung bestimmt. Folglich werde die 'Ost-West'-Auseinandersetzung in einer Weise reflektiert, als handele es sich um Kontrahenten gleicher sozial-ökonomischer Qualität. Eine derart unwissenschaftliche Denweise werde in Publikationsorganen der BRD, wie z.B. ARGUMENT oder Düsseldorfer DEBATTE, noch kultiviert, indem sie mit einem linken Mäntelchen umhangen und mit Szentismus, Feminismus, 'authentischem Marxismus' u.a. Begriffen attraktiv gemacht wird. Diese Art 'intellektuelles Lumpenproletariat' erweist sich mit seinen Vorbehalten gegenüber dem Sozialismus und seiner Abstinenzhaltung zum Leninismus als 'schlimmer' als das Lumpenproletariat.

VI Philosophiekongreß der DDR, Sozialismus und Frieden, — Humanismus in den Kämpfen unserer Zeit, Dietz Verlag, Berlin 1985

Doppelter Irrtum:

Es heißt nicht, wie in unserem Dezember-Harakiri »Jesus, meine Zuversicht!«: »Ich bin fest davon überzeugt, daß die meisten, die die DKP verabscheuen, genau wie Roman Ritter eigentlich Peter Schütt meinen, einige wissen das nur noch nicht.« Vielmehr heißt es in André Müller seniors Entgegnung auf Ritters Literatur-Konkret-Aufsatz vom Oktober 1984 in Kultur & Gesellschaft im Oktober 1985: »Ich bin fest davon überzeugt, daß die meisten, die Schütt verabscheuen, genau wie Roman Ritter eigentlich die DKP meinen, einige wissen das nur noch nicht.«

Hans Platschek

Der erste, der zweite und der dritte Blick Erkennen und Wiedererkennen

1

Die Ziege ist ein nützliches Tier. Ihr Fleisch ist eßbar, ihre Haut kommt als Chevreauleder, ihr Fell als Mohair oder Mufflon in den Handel. Auch findet sie, so heißt es, als Sexualpartner heranwachsender Bauern auf Einödhöfen nach wie vor Verwendung. Ihr Symbolwert allerdings läßt zu wünschen übrig. Zeus hat Europa nicht als Ziege, er hat sie als Stier entführt. Die Kinder Israels tanzten ums Goldene Kalb, nicht um die Goldene Ziege. Es gibt das Lamm, keineswegs aber die Ziege Gottes. Kaum sieht man eine Ziege, sei es auf der Weide, sei es auf der Fotografie: schon kommt ein Gefühl unsäglicher Abgedroschenheit auf. Nimmt man sie hingegen als Metonym oder nur als Periphrase, so hat man ein negativ besetztes Bildmaterial zur Hand. Im deutschen Sprachgebrauch heißt »Ziege« eine rechthaberische, schrill artikulierende und meistens im höheren Lehramt beschäftigte Frau.

Es kann nicht wunder nehmen, daß in den bildenden Künsten die Ziege selten, und wenn, nur der eigenen Zoologie verhaftet auftaucht. Es stimmt schon, der Bock, die männliche Version, kann, als Satyr oder Silen, als Mischgebilde allerdings, als solches aber das Tier direkt zitierend, eine erotische oder dämonische Tradition in Anspruch nehmen, eine Tradition, die der weiblichen Version versagt bleibt. Umgekehrt haben naturalistische Maler oder, was das Gleiche ist, deutsche Impressionisten Ziegen ins Bild gebracht, so Max Liebermann in seiner holländischen Periode. Unterirdisch macht sich eine Polemik geltend: das Tier ist Tier und nicht, wie noch bei Böcklin, mit allegorischen Figuren, dem Gott Pan etwa, in Verbindung zu bringen. Trotzdem setzte sich die verächtliche Schweine fort. Franz Marc, der sich mühte, nicht nur anilin gefärbte Tiere, sondern ganze Tierschicksale in eine Art Edeka-Kubismus zu münzen, hat diese fleisch-, fell- und lederspendende Kreatur ignoriert. Das Beispiel steht für viele. Eine gemalte Ziege hat den Vorteil, daß ein jeder sie sofort als Ziege agnosziert; ihr Nachteil besteht darin, daß ihr Imago nicht mehr hergibt als eine Ziege.

Sollte das ein ästhetisches Gesetz sein, so hat es, wieder einmal Picasso übertreten. In seiner Villa »La Californie« lief eine Ziege umher, und weil Picasso seine Sujets meistens der unmittelbaren Umgebung entnahm, konnte es nicht ausbleiben, daß sie in drei Dimensionen, als Plastik also, in Erscheinung trat. Sie mißt 120 zu 140 Zentimeter und sieht auf Anhieb wie eine Ziege aus. Auch der Unschuldigste kann ihre zoologische Identität ohne Mühe wiedererkennen. Nur fallen, beim näheren Hinsehen, gewisse Proportionsverschiebungen auf, die sich als Transfers erweisen. Die Ziege macht, bevor sie zur Ziege wird, Umwege. Ein Weidenkorbs nämlich bildet den Brustkorb, das Rückgrat ist ein Palmenzweig. Nägel, Metallröhren,

ein paar Holzstücke, eine Konservendose und zwei Tonvasen, die das Euter ergeben, sind die Ziege, und sie sind sie nicht. Was auf den ersten Blick so deutlich als das Bild des Tiers erscheint, erweist sich auf den zweiten als Montage heterogener Elemente. Somit ist das Wiedererkennen ein Sprung über diese Elemente hinweg: es fragt sich allerdings, ob er ein Erkennen mit sich bringt, das weiter als die bloße Gleichung »Ziege-Ziege« reicht.

2

Die Frage, die sich hier stellt, hat einen doppelten Boden. Das Wiedererkennen gerät schon deshalb in Schwierigkeiten, weil der Weidenkorb, der Palmenzweig und die Tonvasen von der Ziege ablenken, während sich die Ziege gleichzeitig von den ihr fremden Bestandteilen löst. Ebenso zweiteilt ist die Philosophie, die sie als Plastik entläßt. Erstens braucht man keine Ziege, um eine Ziege darzustellen. Zweitens ist jede als Kunst gesehene oder wahrgenommene Ziege, gleichgültig ob sie von Picasso oder wem immer stammt, zunächst einmal eine Vorstellung im Kopf des Beschauers, die bestätigt werden will. Wüßte er nicht von vornherein, was eine Ziege ist, er stände hilflos vor Picassos Plastik, unfähig also zu erkennen oder nur wiederzuerkennen, was ihm als Gebilde vorgeschlagen wird. Denn ohne diese Abrede käme das Wechselspiel nicht zustande, das Picasso vorhat: das, genau genommen, auf eine Konvention baut, um sie gleich darauf, dank der Fremdmaterialien, ins Zwielicht zu rücken. Somit stellt es her, was im Bereich des Geschriebenen eine Intertextualität heißt.

Nun kann man die Fremdmaterialien als Gag abtun und sich ans Endprodukt, die abgebildete Ziege halten. Man kann, um dem Wiedererkennen Gewicht zu verleihen, von Mimesis, wenn nicht gar von Widerspiegelung sprechen. In beiden Fällen ist der Terminus falsch gewählt. Lenins Widerspiegelung ist keine Hand-, sie ist Kopfarbeit; der Spiegel ist kein Spiegel, sondern die Metapher fürs Bewußtsein, fürs Hirn. Aristoteles wiederum meinte mit Mimesis nicht die bloße Nachahmung, als die der Begriff fahrlässig übersetzt wurde: zwar bestand er auf dem Wiedererkennen dessen, was im Kunstwerk als nachgeahmtes Ding auftaucht; gleich darauf aber verschiebt er die Akzente zu einem sinnlichen und intellektuellen Vergnügen hin, dem recht eigentlich die Mimesis nur als Auslöser dient. Das aristotelische Wiedererkennen zeigt bereits probabilistische Züge. Ihm gesellt sich die Möglichkeit bei, Gewußtes mit dem zu verbinden, was man wissen möchte: dagesellt, fragt sich das Ding, ob es Ding ist oder sein Zeichen. Folglich heißt es heute in einschlägigen Schriften, Mimesis meine nicht nur den spezifischen Gegenstand, sondern, der *Poetik* gemäß, das, was geschehen könnte nach Maßgabe der Notwendigkeit und der Wahrscheinlichkeit. Benjamin würde hier den »prognostischen Wert« anführen.

3

Gesagt getan, ist leicht gesagt. Ließe sich die aristotelische Mimesis so ohne weiteres in Gefühls- oder Erkenntnisprozesse überführen, es hätte im Verlauf der Kunstgeschichte nie Akademien oder eine Pompier-Malerei gegeben. Ihr Ahnherr ist jener Xenokrates von Athen, der Fleisch, Haar und Gewand daraufhin kontrollierte, ob sie auch im Marmor oder als Gemaltes Fleisch, Haar oder Gewand seien. Dadurch, daß er das Prozeßhafte in den

Künsten zum Stillstand brachte oder einfach ignorierte, entriet er der primitivsten Dialektik zugunsten von Fallgruben: ein in Ölfarbe oder Marmor hergestelltes Gewand ist weder Gewand noch Marmor noch Ölfarbe; das Textile, das Farbige oder das Marmorne stehen weder für das eine noch für das andere, sie stehen für einen hybriden, weder hier noch dort folgerichtigen Darstellungsschlick.

Daß dieser Schlick so handfest, ja naturgetreu aussieht, macht die Sache komplizierter. Naive Gemüter lassen sich, zumeist mit der Begründung: das könnte ich nie, von detailbesessenen, rundgliedrigen und auf die reine Denotation beschränkten Bildern fesseln. Diderot schreibt im Brief über die Blinden, Wilde hätten einmal gemalte Figuren für lebendige Menschen gehalten und es nicht fassen können, daß die vermeintlichen Gesprächspartner stumm blieben. Während im naturalistischen Roman, der ja aus Wörtern besteht, immerhin noch Lücken für die Imagination bleiben, gibt sich ein naturalistisches Bild sozusagen vernagelt. Die Vorstellung im Kopf wird ohne Umschweif, automatisch geradezu, eingelöst, mehr noch: das klar umrissene Ding auf dem Bild macht in der Regel das weniger klare im Kopf zuschanden. Man kann es auch anders sagen: das Bühler'sche Aha-Erlebnis wird zum optischen Überfall.

Vor nicht allzulanger Zeit gab es in der Kunstwelt eine Fata Morgana, die, unter dem Kennwort »Fotorealismus«, eine Saison lang Furore machte. Die Maler knipsten spiegelblanke Straßenkreuzer, Hochhäuser, Rennpferde oder Hollywoodvillen, fertigten von der Aufnahme ein Dia an, das sie in einen Projektor steckten, um daraufhin den auf eine überdimensionierte Malerleinwand geworfenen Abhub in wochenlanger Fron mittels einer Spritzpistole und Schablonen festzuhalten. Die Regression stellte sich nicht deshalb ein, weil die Maler Fotos benutzen, sondern weil sie die Motive vorab schon mit einem Styling aufnahmen, das jedem Werbeprospekt zur Ehre gereicht hätte. Auf diese Weise sicherte sich das Aha-Erlebnis doppelt ab: der Straßenkreuzer wurde als Straßenkreuzer und auf der Stelle als vertrautes Reklamebild wiedererkannt. Solche »Photorealismen« hat es, auch ohne Photographie, zumal in der Salonmalerei des 19. Jahrhunderts gegeben. Maler dieses Schlages setzten auf die »Form-Enden«, wie Klee es nannte, nicht auf die »formenden Kräfte«.

4

Natürlich kann man auch der Sünde verfallen, wenn man nur auf die formenden Kräfte setzt. Was nämlich formen sie? Die Oberfläche der Leinwand? Mondrians frugale Orthogonalstrukturen schließen jedes Wiedererkennen aus, es sei denn, jemandem fiel ketzerisch der Vergleich mit Fassadengestaltung oder Kreuzworträtseln ein. Betäubt das ausgepinselte Bild durch seine optische Präpotenz, so dürfte eine bestimmte Sorte abstrakter Kunst ebenfalls Stupor zur Folge haben: die abwesenden Gegenstände geben Rätsel auf, die keine sind oder, schlimmer noch, sie lösen beim Beschauer Entzugserscheinungen aus.

Es wäre mehr als zelotisch, dem Wiedererkennen, wie abstrakte Maler es eine Zeitlang vorschlugen, abzuschwören. Ohne Mimesis käme Picassos Wechselspiel mit der Ziege nicht zustande. Was die Ziege als praktisches Beispiel vorführt, hat der Kunsthistoriker Ernst H. Gombrich in seinem

Buch »Kunst und Illusion« auf den Nenner gebracht. Es gibt keine Kunst ohne Vorwissen, wenn nicht gar ohne Vorurteil, nur empfiehlt es sich, diese Tatsache von jedem moralisierenden Umhang zu befreien. Gombrich spricht von »Code«; ein Code muß Bekanntes in Anspruch nehmen, um Umbekanntes zu legitimieren. Das Wiedererkennen beglaubigt vorgefasste Erwartungen; das Erkennen kann ihre Desillusion sein. Nur muß man sich vor Augen halten, daß es nicht um zwei voneinander gelöste, sondern um zwei zusammenhängende Einstellungen geht. Daher auch das Reizvolle in Picassos Ziege: es erklärt sich aus einem ständigen Einstellungswechsel.

Sobald jedoch beide Wahrnehmungsweisen auseinanderfallen, dogmatisiert sich entweder das Aha-Erlebnis oder eine ins Spekulativen abgleitende Innovation. Gombrich meint, unser Erlebnisstrom wird von der Wechselwirkung zwischen Erwartung und Beobachtung, von den Wellen der Erfüllung und Enttäuschung, vom richtigen Raten und falschen Ansätzen bestimmt. Er hat dafür ein banales Beispiel zur Hand: »Wir erwarten von einem Kollegen, daß er 'Guten Morgen' sagt, wenn er ins Büro kommt, und die Erfüllung dieser Erwartung ist etwas so Selbstverständliches, daß wir sie kaum beachten. Sollte er aber einmal eintreten, ohne zu grüßen, stellen wir uns gegebenenfalls sofort um und machen uns auf weitere Anzeichen schlechter Laune oder etwa gar feindseliger Handlungen gefaßt. Das Fehlen eines Bezugssystems, das ihm ermöglichen würde, die Stimmung seiner Umgebung richtig einzuschätzen, ist eine der größten Schwierigkeiten, mit denen ein Fremder zu kämpfen hat. In einer Situation, in der ein Deutscher einen Händedruck erwarten würde, wird der Engländer kaum merklich mit dem Kopf nicken... Worauf es hier wie überall ankommt, ist 'mehr' oder 'weniger': ein relativer Unterschied zwischen vorgefasster Erwartung und tatsächlichem Eindruck.«

5

Ob aber die bildenden Künste, Malerei und Plastik, überhaupt imstande sind, Erkenntnisse zu fördern, ist ein Thema, mit dem die kleinbürgerliche Intelligenz nicht zurande kommt. Sartre beispielsweise, der sich zu dem ebenso absurd wie berühmt gewordenen Satz verstieß, was bedeutet ein Buch gegenüber einem hungernden Kind, der, wäre er um einiges früher zur Welt gekommen, unter Garantie Marx die Frage vorgelegt hätte, ob er, Marx, sich nicht schäme, in seiner Studierstube das »Kapital« zu schreiben, wo doch ringsum das Proletariat gnadenlos ausgebeutet wird: Sartre also spricht, wie nicht anders zu erwarten, den bildenden Künsten jeden Zeichencharakter ab. Was er ihnen zugesteht, ist die Eigenart als Objekt. »Der Maler will keine Zeichen auf seine Leinwand malen, er will ein Ding schaffen; und wenn er Rot, Gelb und Grün nebeneinander setzt, so gibt es keinerlei Grund, daß ihre Zusammenstellung eine definierbare Bedeutung besitzt, das heißt namentlich auf einen anderen Gegenstand verweist.« Der Haken steckt in den Wörtern »definierbar« und »namentlich«.

Nicht nur, daß der Maler Zeichen malt, er tut es im Verlauf seiner Arbeit mit einer Mobilität, die ständig Veränderungen hervorruft und »Definierbares« oder »Namentliches« aussetzt. Das Paradox besteht darin, daß ein fertiges Bild an der Wand diese reale Mobilität verbirgt. Allenfalls zeigt sie sich als Schatten, bei Velazquez beispielsweise mit den Pentimenti auf dem

Porträt Philipp IV im Prado. Denn die bildenden Künste haben es an sich, daß sie das konkrete Element Zeit nicht kennen. Natürlich muß ein Sartre ein langes Gesicht machen, nachdem er in einem Bild oder in einer Plastik vergeblich nach sukzessiven oder gar diskursiven Bedeutungen gesucht hat. Seine Bildlektüre ist eine Textlektüre; sie nötigt dem Bild fremde Besetzungen auf.

Zumal das handfeste eines Bildes oder einer Plastik, ihre Übersichtlichkeit, die im Gegensatz zum Film etwa einer permanenten Aufmerksamkeit nicht unbedingt bedarf, lädt zum naiven Sehen geradezu ein. Nimmt man ein Bild als Werkstück, eingegrenzt vom Viereck des Keilrahmens, als — wie Lévi-Strauss sagen würde — »verkleinertes Modell«, dessen angenommene Totalität in keiner Weise furchterregend wirkt, so kann in der Tat der Eindruck entstehen, man habe es mit einem stummen Gegenstand zu tun. Eine solche Unmittelbarkeit steht jeder visuellen, ja erkenntnismäßigen Operation im Wege. Nur ist dieser Gegenstand nicht stumm; er kann, umgekehrt, sogar sehr bereit sein. Seine Sprache allerdings verläuft nicht kontinuierlich; sie bildet sich, wie das Palimpsest in Schichten aus. Die erste Schicht ist meistens weit von der Formulierung entfernt, mitunter fehlt ihr sogar die Absicht. Und wenn Picasso die Ziege zwar vor Augen hatte, als erstes aber mit dem Weidenkorb, dem Palmenblatt und den euterhaften Keramikvasen etwas basteln wollte?

6

Die reale Mobilität, so wie sie die Peripetien der Herstellung bewirken, ist im Bild nur dann abzulesen, wenn man in etwa weiß, wie es entsteht. Das Materielle und seine Umschwünge, Korrekturen und Zufälle spielen eine tragende Rolle. Das ist weder rätselhaft noch höhere Mathematik: zumal die moderne Kunst hat Wert darauf gelegt, die Spuren ihrer Herstellung, das Prozeßhafte also, zur Schau zu tragen. Auch für sie zählte eine Wechselwirkung, die zwischen Produktion und Ausgang. Wer sich einmal den Spaß erlaubt hat, einen Maler unserer Tage mit der Frage in Verlegenheit zu bringen, ob er denn wisse, wann sein Bild fertig sei, ist beileibe nicht so naiv, wie es die Frage vermuten läßt. So gesehen sind Dora Maars Fotos von den Zuständen »Guernicas« aufschlußreicher als »Guernica« selbst.

Weil aber das fertige Werkstück die reale Mobilität suspendiert oder allenfalls als Spur vergegenwärtigt, muß der Beschauer so etwas wie eine fiktive Mobilität aufbringen. Der Einwand, damit würde er sich auf eine Materialästhetik beschränken und die Erkenntnisse, die er gewinnt, kämen über die einer Malstunde nicht hinaus, hat solange etwas für sich, als man, anders zwar als Sartre, imgrunde aber nicht unähnlich, »Namentliches« kurzschießt. Es braucht dabei nicht um diskursive Bedeutungen zu gehen; es genügt schon, aus den Zusammenstellungen von Braun, Ocker und Grau eines Braque Ereignishaftes zu lesen. Die nunmehr fiktive Mobilität endet in einer Kreisbewegung; jede Wechselwirkung nimmt ein Ende, und was ein rechter Kunstmaler ist, der kann nun guten Gewissens davon absehen, sich weitere Gedanken über die Erkenntnismöglichkeiten der bildenden Künste zu machen.

Noch einmal liefert Picassos Ziege eine Gegenprobe aufs Exempel. Unter dem Bronzeguß sind die Fremdelemente schwerer zu erkennen als womög-

lich im gipsernen Original. Man muß also sehr genau hinschauen, um auf die Transfers zu kommen. Und im Augenblick, da man genauer hinschaut, rücken die Außenseiten, die Gleichung Ziege-Ziege, in den Hintergrund. Im selben Maß aber verflüchtigen sich auch die Fremdelemente, der Weidenkorb, der Palmenzweig, die Keramikvasen. Nicht daß beim näheren Hinsehen das Gebilde aus dem Blickfeld gerät, im Gegenteil; vielmehr nimmt es eine neue Qualität an. Auf sie rechnet nicht nur Picasso, sondern jeder Maler, der eine Figur oder eine *Imago* erarbeitet. Sie kann auf die eigenen Kennzeichen verweisen, auf die Ziege in diesem Fall; sie kann, darüber hinaus, die eigene Materialität und die Spuren ihrer Herstellung aufzeigen: in beiden Fällen geht es jedoch zunächst einmal um Vorläufe. Das genaue Hinschauen nämlich leitet einen weiteren Prozeß ein, an dessen Ende die Verwandlung der Ziege aus Bronze, die man vor Augen hat, in eine nunmehr Picasso zu verdankende Vorstellung im Kopf des Beschauers steht. Es ist anzunehmen, daß sie sich dort neben der Vorstellung einer realen Ziege einspeichert.

Kunstwerke, Bilder oder Skulpturen, mit ihren Vorlagen oder anderen Realien zu vergleichen, ist ein vulgäridealistisches, zum Scheitern verurteiltes Unterfangen. Umgekehrt macht demjenigen, der Kunstwerke an Kunstwerke reiht oder Kunst lediglich aus Kunst ableitet, die dünne Luft zu schaffen. Wenn aber Picassos Ziege, Cézannes Äpfel oder Wilfredo Lam's doppeläugige Flugkörper in der Vorstellung weiterexistieren, dort womöglich andere *Imagines* der gleichen Dinge bereichern oder beherrschen, so liegt es nahe, daß sie ständig Umkehrschlüssen ausgesetzt sind. Jeder Blick auf eine reale Ziege kann eine doppelte Wirkung zeitigen; ihre Charaktere sind nunmehr von Picassos Ziege im Kopf des Beschauers mitbestimmt; die Ziege im Kopf muß sich der realen gegenüber als Zeichen behaupten. Das gleiche gilt im Augenblick, da man ein weiteres Mal Picassos Ziege in Bronze zu sehen bekommt. Die Vorstellung ist zwar beweglicher als die Plastik; in der Regel aber ist sie ungenau, und wenn nicht ungenau, von anderen Vorstellungen infiziert. Daher röhrt die verblüffende Erfahrung, daß Kunstwerke, die man über einen längeren Zeitraum hinweg nicht vor Augen hatte, ganz anders aussehen als es die Vorstellung wollte.

Das Hören könne man nicht hören, hat Marcel Duchamp einmal gesagt, das Betrachten aber sehen. Dem ersten, unschuldigen Blick nämlich folgt der zweite, der sich anschickt, die Auswirkungen des ersten zu bewerten, worauf ein dritter Blick den Gegenstand, das Bild also, und die Wahrnehmungsweisen mit ihren Gegenläufen abermals der Reflexion aussetzt. Um Duchamp zu variieren: man kann das Erkennen sehen.

7

In den sechziger Jahren hat die Concept-Kunst mit Schrifttafeln und derart kargen Gebilden, daß man sie meistens übersah, für eine Kunst im Kopf plädiert, die Materialien erübrigen sollte. Zugrunde ging sie nicht allein daran, daß sie der Vorstellung nichts zu bieten hatte: von heute her gesehen fand das Unternehmen in einem Schmollwinkel statt. Denn jeder Bildschirm entließ eine wahre Flut von *Imagines*, zu denen die der illustrierten Magazine und der Reklametafeln kam, sodaß ein wenig selektiv veranlagtes Vorstellungsvermögen Gefahr lief, nur noch wiederzuerkennen, was

wiederzuerkennen man ihm beigebracht hatte. Analog zu Mondrian, der jede noch so fern an Realitäten erinnernde Form als unrein abtat, boten die Concept-Künstler den Kunstverständnis als Verhütungsmittel an. Wie gesagt trog ihre Hoffnung, der Vorstellung ein Refugium zu bereiten, frei von den Verführungen der Medien, die die Botschaft sein sollten, frei aber auch von jedem künstlerischen Wechselspiel.

Als wenig später wieder Malerei zur Offerte stand, eine schludrige, von Haus aus schon spekulativen, hätte man immerhin mögen, ein paar Zeichen könnten die Wechselwirkung von Gewußtem und Gewolltem wieder in Gang bringen. Stattdessen haben die Neuen oder die Jungen Wilden, die Neo-Expressionisten oder Transavantgardisten den Spieß umgekehrt. Kinder einer Kunstwelt, in der die einstige Moderne zu verdächtigen Ehren und verdächtigeren Geldwerten gekommen ist, in der nicht einmal schlichte Gemüter vor Picasso, Max Ernst oder dem Dadaismus zurückschrecken, haben sie das Wiedererkennen förmlich zum Markenzeichen gemacht.

Daß in der Kunst zitiert wird, ist mittlerweile eine Binsenweisheit. Kunsthistoriker leben davon, daß sie, was mitunter interessant ist, die Querverbindungen zwischen einzelnen Malern und die Quellenlage ihrer Bildwelt aufzeigen. Ein besonderer Sport scheint mittlerweile der Nachweis zu sein, bei wem sich Picasso einzelne Figuren oder Gesten für »Guernica« lieh. Nur hat dieses Zitieren nichts mit Wiedererkennen zu tun; es liegt vielmehr der Praxis näher, *Imagines* aus dem eigenen oder fremden Vorstellungsinventar einer Überprüfung zu unterziehen. Nicht so die Neuen Wilden. Ihr Zitat gerät in die Nähe des Plagiats; ihre von Kirchner, De Chirico, Kandinsky, Kubin oder wem immer entlehnten Zeichen sollen einem mittlerweile informierteren Publikum Vertrautes bieten. Wiedererkannt wird nicht eine Realie, sondern ein Stück Kunstgeschichte.

Damit ist abermals eine Erkenntnismöglichkeit versperrt. Fatalerweise sind es ehemals kognitive Bildelemente, die nunmehr für Aha-Erlebnisse herhalten müssen. Für Erwartungen und für Desillusionen bleibt kein Platz mehr.

Im Kunsthause erfährt man nur noch Bestätigungen, die ohnehin längst bestätigt sind. Xenokrates von Athen ist zurückgekehrt, diesmal im Punker-Look.

KUNZE Ich wollte nur sagen, der Sozialismus könnte attraktiver sein — HINZE Mir ist er attraktiv genug. Man sollte ihn nicht so schmachaft machen, sonst halten sich die Leute daran fest.

Volker Braun

lich im gipsernen Original. Man muß also sehr genau hinschauen, um auf die Transfers zu kommen. Und im Augenblick, da man genauer hinschaut, rücken die Außenseiten, die Gleichung Ziege-Ziege, in den Hintergrund. Im selben Maß aber verflüchtigen sich auch die Fremdelemente, der Weidenkorb, der Palmenzweig, die Keramikvasen. Nicht daß beim näheren Hinsehen das Gebilde aus dem Blickfeld gerät, im Gegenteil; vielmehr nimmt es eine neue Qualität an. Auf sie rechnet nicht nur Picasso, sondern jeder Maler, der eine Figur oder eine *Imago* erarbeitet. Sie kann auf die eigenen Kennzeichen verweisen, auf die Ziege in diesem Fall; sie kann, darüber hinaus, die eigene Materialität und die Spuren ihrer Herstellung aufzeigen: in beiden Fällen geht es jedoch zunächst einmal um Vorläufe. Das genaue Hinschauen nämlich leitet einen weiteren Prozeß ein, an dessen Ende die Verwandlung der Ziege aus Bronze, die man vor Augen hat, in eine nunmehr Picasso zu verdankende Vorstellung im Kopf des Beschauers steht. Es ist anzunehmen, daß sie sich dort neben der Vorstellung einer realen Ziege einspeichert.

Kunstwerke, Bilder oder Skulpturen, mit ihren Vorlagen oder anderen Realien zu vergleichen, ist ein vulgäridealistisches, zum Scheitern verurteiltes Unterfangen. Umgekehrt macht demjenigen, der Kunstwerke an Kunstwerke reiht oder Kunst lediglich aus Kunst ableitet, die dünne Luft zu schaffen. Wenn aber Picassos Ziege, Cézannes Äpfel oder Wilfredo Lam's doppeläugige Flugkörper in der Vorstellung weiterexistieren, dort womöglich andere *Imagines* der gleichen Dinge bereichern oder beherrlichen, so liegt es nahe, daß sie ständig Umkehrschlüssen ausgesetzt sind. Jeder Blick auf eine reale Ziege kann eine doppelte Wirkung zeitigen: ihre Charaktere sind nunmehr von Picassos Ziege im Kopf des Beschauers mitbestimmt; die Ziege im Kopf muß sich der realen gegenüber als Zeichen behaupten. Das gleiche gilt im Augenblick, da man ein weiteres Mal Picassos Ziege in Bronze zu sehen bekommt. Die Vorstellung ist zwar beweglicher als die Plastik; in der Regel aber ist sie ungenau, und wenn nicht ungenau, von anderen Vorstellungen infiziert. Daher führt die verblüffende Erfahrung, daß Kunstwerke, die man über einen längeren Zeitraum hinweg nicht vor Augen hatte, ganz anders aussehen als es die Vorstellung wollte.

Das Hören könne man nicht hören, hat Marcel Duchamp einmal gesagt, das Betrachten aber sehen. Dem ersten, unschuldigen Blick nämlich folgt der zweite, der sich anschickt, die Auswirkungen des ersten zu bewerten, worauf ein dritter Blick den Gegenstand, das Bild also, und die Wahrnehmungsweisen mit ihren Gegenläufen abermals der Reflexion aussetzt. Um Duchamp zu variieren: man kann das Erkennen sehen.

7

In den sechziger Jahren hat die Concept-Kunst mit Schrifttafeln und derart kargen Gebilden, daß man sie meistens übersah, für eine Kunst im Kopf plädiert, die Materialien erübrigten sollte. Zugrunde ging sie nicht allein daran, daß sie der Vorstellung nichts zu bieten hatte: von heute her gesehen fand das Unternehmen in einem Schmollwinkel statt. Denn jeder Bildschirm entließ eine wahre Flut von *Imagines*, zu denen die der illustrierten Magazine und der Reklametafeln kam, sodaß ein wenig selektiv veranlagtes Vorstellungsvermögen Gefahr lief, nur noch wiederzuerkennen, was

wiederzuerkennen man ihm beigebracht hatte. Analog zu Mondrian, der jede noch so fern an Realitäten erinnernde Form als unrein abtat, boten die Concept-Künstler den Kunstverständ als Verhütungsmittel an. Wie gesagt trog ihre Hoffnung, der Vorstellung ein Refugium zu bereiten, frei von den Verführungen der Medien, die die Botschaft sein sollten, frei aber auch von jedem künstlerischen Wechselspiel.

Als wenig später wieder Malerei zur Offerte stand, eine schludrige, von Haus aus schon spekulativen, hätte man immerhin meinen mögen, ein paar Zeichen könnten die Wechselwirkung von Gewußtem und Gewolltem wieder in Gang bringen. Stattdessen haben die Neuen oder die Jungen Wilden, die Neo-Expressionisten oder Transavantgardisten den Spieß umgekehrt. Kinder einer Kunstwelt, in der die einstige Moderne zu verdächtigen Ehren und verdächtigeren Geldwerten gekommen ist, in der nicht einmal schlichte Gemüter vor Picasso, Max Ernst oder dem Dadaismus zurückschrecken, haben sie das Wiedererkennen förmlich zum Markenzeichen gemacht.

Daß in der Kunst zitiert wird, ist mittlerweile eine Binsenweisheit. Kunsthistoriker leben davon, daß sie, was mitunter interessant ist, die Querverbindungen zwischen einzelnen Malern und die Quellenlage ihrer Bildwelt aufzeigen. Ein besonderer Sport scheint mittlerweile der Nachweis zu sein, bei wem sich Picasso einzelne Figuren oder Gesten für »Guernica« lieh. Nur hat dieses Zitieren nichts mit Wiedererkennen zu tun; es liegt vielmehr der Praxis näher, *Imagines* aus dem eigenen oder fremden Vorstellungsinventar einer Überprüfung zu unterziehen. Nicht so die Neuen Wilden. Ihr Zitat gerät in die Nähe des Plagiats; ihre von Kirchner, De Chirico, Kandinsky, Kubin oder wem immer entlehnten Zeichen sollen einem mittlerweile informierteren Publikum Vertrautes bieten. Wiedererkannt wird nicht eine Realie, sondern ein Stück Kunstgeschichte.

Damit ist abermals eine Erkenntnismöglichkeit versperrt. Fatalerweise sind es ehemals kognitive Bildelemente, die nunmehr für Aha-Erlebnisse herhalten müssen. Für Erwartungen und für Desillusionen bleibt kein Platz mehr.

Im Kunsthause erfährt man nur noch Bestätigungen, die ohnehin längst bestätigt sind. Xenokrates von Athen ist zurückgekehrt, diesmal im Punker-Look.

KUNZE Ich wollte nur sagen, der Sozialismus könnte attraktiver sein — HINZE Mir ist er attraktiv genug. Man sollte ihn nicht so schmackhaft machen, sonst halten sich die Leute daran fest.
Volker Braun

Peter Maiwald

Notizbuch 9

Der Kitsch des Lebens: die sogenannten vollendeten Tatsachen.

Die Unglücklichen, die Ballen leeren Strohs für Barrikaden halten!

Wer sich keinen Vers darauf machen kann, weiß immer noch ein Liedchen davon zu singen.

Wenn ich die alte Geschichte von der Arche Noahs lese: Was hat er den anderen, die er nicht mitnahm, gesagt?

Die Zitate beklagen sich immer über die Zusammenhänge und die Zusammenhänge über die Zitate.

Wenn ein Mensch durch den Wald geht, pfeifen neuerdings die Bäume vor Angst.

Pessimismus ist die Utopie der Schadensbegrenzung.

Dieser unbändige Stolz des Dotters, er habe seine Schalen hinter sich gelassen, noch in der Pfanne!

Christoph Hein

Zu einem Satz von Anna Seghers

»Wir dürfen ja nicht in der Beschreibung steckenbleiben. Denn wir schreiben ja nicht, um zu beschreiben, sondern um beschreibend zu verändern.«
(A.S., 1932)

Ein spanisches Märchen, der Prinz mit den Eselsohren. Drei gute Feen schenkten dem neugeborenen Prinzen Schönheit, Verstand und Aufrichtigkeit. Und eben die Eselsohren, damit er nicht stolz und übermütig wird. Die Hybris zu wehren. Eselsohren jedoch sind Schande, zwingen zum Verschweigen, Verstummen, zur Lüge. Man verbirgt sie, den Prinzen, die Wahrheit. Schweigen bei Strafe des Todes. Nur ein Barbier bekommt die Eselsohren zu sehen, das Vorrecht des Handwerks. Und die Qual, schwelen zu müssen, droht, ihn nicht weniger zu kosten als das Verbot zu reden: Schweigen oder Reden, eins bringt ihn um den Verstand, das andere um den Kopf. Er rettet sich in die Natur und vertraut die Wahrheit dem Wald und den Feldern an. Er hat die Wahrheit gesagt und doch nicht gesprochen. Aber auch die Erde kann das drückende Geheimnis nicht für sich behalten. Die Bäume flüstern es, die Gräser zischeln es, die Winde raunens. Und die Pfeifen, die sich die Hirten aus dem Rohr schnitzen, blasen unaufhörlich das Lied: Der Prinz hat Eselsohren. Nun ist die Wahrheit öffentlich geworden, und die Wahrheit verlangt Blutzoll, den Kopf des Barbiers. Da jedoch — es ist ein Märchen — erhebt der Prinz Einspruch. Warum soll der Barbier den Kopf verlieren?, fragt er und entblößt seine Ohren, er hat nichts gesagt als die Wahrheit; ich werde auch mit Eselsohren ein guter König. Und im gleichen Moment waren seine Eselsohren verschwunden.

Genannt, gebannt, die Macht des Wortes, die Macht der endlich ausgesprochenen Wahrheit? Ein Märchen von der Kunst, über Literatur? Ich nenne das Übel, die Schuld, das Vergehen, und im gleichen Augenblick ist die Welt verändert, ist sie ohne dieses Übel, diese Schuld, dieses Vergehen. Mehr als das Gold hat das Blei die Welt verändert, sagte ein vergangenes Jahrhundert, und mehr als das Blei in der Zündpfanne das Blei im Setzkansten. Also, scheint es, kommt alles nur darauf an, die Welt zu beschreiben. Und Legenden, nicht weniger wundersam als die der Religionen, sollen die hartnäckigen Zweifler überzeugen: eine Aufführung von Beaumarchais Figaros Hochzeit, und der Sturm auf die Bastille begann. Oder gewichtige Zitate gewichtiger Kronzeugen — wie: einhundert Jahre russische Literatur waren die Revolution vor der Revolution — werden wie geprüfte Wahrheiten gehandelt, obgleich sie nicht mehr sind als höchst angebrachte Verbeugungen und windschiefe Metaphern.

Metaphern sind vage Aussagen mit unüberprüfbarem Wahrheitsgehalt. Wir pflegen uns in sie zu retten, wenn der Sachverhalt weniger erlaubt, als unsere Neigung und Ansicht es wünschen.

Nein, Literatur ist wohl ein Reagieren auf Geschichte, aber kein Urheber derselben. Und sie gewinnt nicht an Gewicht, wenn wir ihr falsche Gewichte anhängen. Sie kann uns unterhalten, zerstreuen, belehren und sogar bilden; sie kann erfreuen, ärgern und schockieren; sie vermittelt und sie erzeugt Kultur; wir können fremde Erfahrungen durch Literatur fast zu den unsern und mittels ihrer Hilfe eigene Erfahrungen uns verständlich machen. Alle weitergehenden Bewegungen benötigen andere Bedürfnisse, grundlegendere und gründlichere, radikale also, die Liebe etwa oder den Ruhm oder den Hunger. Darüber sprechen Shakespeare und Marx, aber auch ältere Testamente, etwa das Alte. Ich nenne diese drei als Kronzeugen, da sie gewiß nicht in dem Ruf stehen, von der Macht des Wortes nicht zu wissen.

Unser Jahrhundert setzt weniger Hoffnung auf Literatur, wenn es überhaupt noch darauf setzt. Die Bücherverbrennungen sind seltener geworden, und ich fürchte, der Grund dafür liegt nicht in der gestiegenen Achtung vor dem geschriebenen Wort, sondern allein in der erkannten Harmlosigkeit, für die man nicht einmal das Feuerholz opfern will. Zudem kam man auf probatere Mittel: Wer Bücherverbrennungen scheut, hat die Möglichkeit, die Manuskripte erst gar nicht drucken zu lassen oder die fertigen Bücher zu ertränken; zu ertränken in einem Büchermeer, das alles verschlingt und allein einige schillernde Blasen und etwas schmutzigen Schaum an die Oberfläche läßt. Dieses Ertränken von Büchern ist ihre nachhaltigste Vernichtung, da alle anderen Arten Aufsehen erregen und dadurch gelegentlich unerwünschte paradoxe Folgen mit sich bringen. Und sie unterscheidet sich von Bücherverbrennungen weniger als die uns glauben machen wollen, die jene mittelalterlich wirkenden Scheiterhaufen verurteilen und die modernen und vollständigeren Autodafés praktizieren.

Die großen Sätze über die Wirkung der Literatur kommen uns schwerer über die Lippen als den vergangenen Jahrhunderten. Mag der Bleisatz noch die Bleikugel übertragen haben, heute, da die Bücher aus dem Computer kommen, der auch die Raketen steuern soll und das einkalkulierte Chaos, finden wir wenig Gründe, auf die friedenserhaltende, kulturbewahrende, vernunftbringende Literatur als die aussichtsreichere Kandidatin zu setzen. Literatur ist nicht militant, selbst dann, wenn sie sich derart gebärdet. Sie erreicht nur den, der sie aufnimmt, sie spricht nur zu jenem, der sie hören will. Die Botschaft der Antigone kränkte keines Kreons Ohr, denn diese besaßen durch die Jahrtausende keins für sie. Um so heftiger werden von beiden Seiten die Ausnahmen ausgestellt: die Worte erscheinen mächtiger und die Mächtigen anrührbar.

Literatur, so lehrt die Geschichte, ist nicht mächtig. Gegen Herrschaft und Unterdrückung ist sie machtlos und kann — wenn sich diese gegen sie selbst wendet — nur in allerdings vielfältigen Maskeraden oder den gleichfalls sehr verschiedenen Formen der Illegalität überleben. Sie gehört nicht zu den waldursprünglichen, primären Bedürfnissen, die auch in den zivilisierten Gesellschaften nichts von ihrer beherrschenden Stellung verloren.

(Eine Randbemerkung zur Zivilisation: wir verstehen darunter die Gesamtheit der durch den Fortschritt von Wissenschaft und Technik geschaffenen und stetig verbesserten materiellen und sozialen Lebensbedingungen. Da diese Verbesserungen der Lebensbedingungen zumindest in zwei Erd-

teilen höchst fraglich ausfielen, können wir Zivilisation nur mit dem Stand der erreichten Technik gleichsetzen. Und da die technische Entwicklung in allen Staaten der Erde am großzügigsten, rücksichtslosesten und erfolgreichsten in der militärischen Forschung und Industrie betrieben wird, und selbst die kleinsten Erfindungen für den zivilen Bereich, etwa den Haushalt, sich nur zu oft als Nebenprodukte der Kriegsforschung erweisen, können wir als genauere Definition sagen: Zivilisation ist der jeweils erreichte Stand der Waffentechnik samt ihrer zivilen Abfallprodukte und den sich daraus ergebenden materiellen und sozialen Lebensbedingungen der staatsabhängigen Bürger. Soviel zum Zauberwort Zivilisation.)

Literatur hat das Fortschreiten der Menschheit nicht bewirkt. Wo sie ihren Beitrag dazu leistete, hat sie auch ihren Anteil am menschenfeindlichen Fortschritt und der Barbarei. Wenn nach den Kriegen große und bewegende Bücher gegen diese Art des Genozids erschienen, so soll nicht vergessen sein, daß zuvor eine Literatur geschrieben wurde, welche diesem Massenmord Vorschub leistete und ihn begrüßte. Auch die Literatur hat ihren Januskopf.

Sie ist nicht mächtig, die Literatur, sagte ich, sie ist machtlos. Ich vermied zu sagen, sie sei ohnmächtig. Denn wenn ich auch nicht die Euphorie vergangener Jahrhunderte bezüglich ihrer Wirkungen zu teilen vermag, zu behaupten, sie sei ohnmächtig, widerspricht meinen Erfahrungen, den geschichtlichen und persönlichen wie den privaten.

Ich habe jetzt eine Erfahrung zu nennen, die auf den Begriff zu bringen mir schwerfällt. Sie führt zu so komplexen Bereichen wie Literatur und Herrschaft, Sprache und Realität, Poesie und stattfindende Geschichte. Ich will versuchen, diese Erfahrung mit einfachen Worten zu beschreiben, in der Hoffnung, sie auf diese Art zu begreifen, zu erfassen. Anders gesagt: das Wahrgenommene auch aufzunehmen.

Ich bemerkte, daß in der Jetzzeit, also der stattfindenden Geschichte, wie in der Vergangenheit nicht notwendig das Ereignis, der Fakt, das Geschehen selbst als schön oder schrecklich, gut oder schlecht, schädlich oder hilfreich empfunden und bewertet wurde, sondern vielmehr der Bericht darüber. Eine mögliche, vorschnelle Erklärung wäre: durch diesen Bericht wurde das zu Berichtende öffentlich und konnte daher erst mit dem Erscheinen des Berichts wahrgenommen werden. Meine Erfahrung kann sich damit nicht zufrieden geben, da ich in meiner Gegenwart wie in meiner Vergangenheit — also den mir bekannten Gesellschaften und Kulturen, denen ich verbunden und verpflichtet bin — bemerken mußte, daß wiederholt nicht das berichtete Ereignis, der genannte Zustand es war, sondern der Bericht selbst, die Chronik, die Beschreibung, die zu Aufsehen, zu Erregung, zu Maßnahmen führte. Daß also nicht die Lage unserer schönen und schrecklichen Welt zum Ereignis wurde, sondern der Lagebericht. Mehr noch: die Lage, der Zustand, das Geschehen konnte allgemein bekannt sein und scheinbar hingenommen werden, das Benennen jedoch, die einfache, literarische oder nichtliterarische Beschreibung, bei der nichts hinzukam, was zuvor unbekannt war, führte zu einem Aufschrei der Freude oder des Schreckens und zu eingreifenden Maßnahmen.

Ich will dafür ein Beispiel nennen: Eine Ehe, über Jahre und Jahrzehnte mehr schlecht als recht geführt, wird urplötzlich aufgelöst. Ihr lange hin-

genommener Zustand wird eines Tages in Worte gefaßt, und dies reicht aus, um sie zu beenden. Das Benennen eines bekannten Verhältnisses führt zu seiner Auflösung. Eine Wirkung der Beschreibung, nicht der Realität. Die Realität allein blieb folgenlos, aber sie war unbeschreiblich und endete also in dem Moment, wo sie — von einem der Ehepartner, von dem berühmten guten Freund oder auf der berüchtigten Couch des Psychiaters — beschrieben wurde. Das Unbeschreibliche hätte — unbeschrieben — Bestand gehabt.

Oder, weniger privat: ein Krieg, ein Kriegsgeschehen, ein kriegerisches Massaker, weltweit bekannt und scheinbar hingenommen, wird durch eine Beschreibung so unerträglich, daß nicht allein mehr nur die darin verwickelten Staaten und Menschen betroffen sind. Und obwohl alles allen zuvor bekannt war, löst erst die Beschreibung des Schreckens eine Reaktion aus. Für diesen Vorgang kann jeder von uns die Daten eines konkreten Beispiels einsetzen. Gewöhnlich nutzen wir dabei den Splitter im Auge des anderen, da der Balken im eigenen erst gesehen wird, wenn er beschrieben ist.

Ich nenne dafür ein Beispiel aus der jüngeren Geschichte: die im Ausland über Nazideutschland bekannt gewordenen Tatsachen trugen wenig oder nichts dazu bei, die deutschen Juden aus ihrer heimatlichen Mördergrube zu retten. Von vielen Ländern wurden sie zurückgewiesen, sie blieben unerwünscht. Das Tagebuch eines Kindes namens Anne Frank bewirkte weltweit ein Betroffensein, das — sehr spät, zu spät — zu veränderten Haltungen führte, wenn schon nicht bei den Staaten, so doch bei vielen ihrer Bürger.

Literatur ist machtlos, aber sie ist nicht ohnmächtig. Ich gestehe, daß ich mir leichter erklären kann, warum sie machtlos ist. Sie kann und will nicht unterdrücken und zwingen. Sie besitzt keinerlei Mittel, andere Menschen zu nötigen, sei's durch Waffen und Gewalt oder durch verheiße Karrieren und Geld. Sie kann jederzeit übergangen und nicht wahrgenommen werden, sie ist vielfältig abhängig von nichtliterarischen Interessen der wahrhaft Mächtigen, der Regierungen, der Wirtschaft sowie ihrer Presse. Und trotz alledem besitzt sie eine unüberhörbare Stimme, die uns auch dann zu erreichen vermag, wenn sie nicht heiter und unterhaltsam ist, sondern von einer schrecklichen, erschreckenden Schönheit, die in uns etwas zu bewirken vermag, für die gelegentlich sogar ein Kreon ein Ohr haben muß.

Zum Selbsterhaltungstrieb des Menschen, einer bewußt-unbewußten natürlichen Regung, die ihm hilft, die tödliche Gefahr zu vermeiden, zu umgehen, sich gegen sie zu wehren, gehört auch die Fähigkeit, die unerträgliche Wahrheit nicht wahrzuhaben, die Augen vor ihr zu verschließen. Unsere Welt, unser Jahrhundert ist uns unerträglich geworden; wir nehmen sie nur in dem uns erträglichen Maße wahr, wissend, daß das volle Maß einen jeden von uns unfähig machen würde, in dieser Welt weiterzuleben, das heißt, weiter zu hoffen und zu arbeiten. Wir wissen von einem Kontinent hungernder Kinder, von politischem Mord und Terror, von einer Kriegsvorbereitung, die die Grenzen menschlicher Vernunft überschritt und sich seit Hiroshima scheinbar nach der von Menschen unbeeinflußbaren Logistik von Alpträumen potenziert. Wäre die Welt beständig vor unserem Auge, wir wären nicht fähig, ein Gedicht zu lesen oder auch nur gelassen einen Kaffee zu trinken. Der Selbsterhaltungstrieb bewahrt uns davor, diese Welt

wirklich aushalten zu müssen, indem er unsere Sinne mit einem dicken Fell versieht. Eine nützliche zweite Haut, die uns vor dem schützt, was uns zu diesem Leben unfähig machen würde, und ein gefährliches Fell, denn es erlaubt uns, Unerträglichkeiten zu ertragen und damit das Leben insgesamt zu gefährden.

Durch dieses nützliche und gefährliche dicke Fell, das von keiner Schreckensmeldung mehr wirklich durchdrungen wird, welches die uns täglich attackierenden Nachrichten der Agenturen so sehr besänftigt, daß sie uns gerade noch zu einer Geste des Unmuts bewegen, zu einem Kopfschütteln über so viel weltweiten Irrsinn, durch dieses dicke Fell, das uns lebensfähig macht und zugleich für uns lebensgefährlich ist, dringt allenfalls ein Ereignis, das uns so unmittelbar und direkt bedrängt, daß dieser Selbstschutz nicht ausreicht, um uns heraushalten zu können: die Gefährdung des eigenen Kindes und des eigenen Lebens etwa. Diese Harthörigkeit unserer Rasse bedingt, daß nur das persönliche Erleben des Krieges massenhaft zu einem aktiven Kampf gegen den Krieg führt.

Und die gleiche Harthörigkeit läßt die persönlichen Erlebnisse so rasch verblassen, daß auch sie keine weitreichenden Folgen haben. Ich erinnere an eine nach dem 2. Weltkrieg weltweit verbreitete Haltung, die in dem Satz kulminierte, daß jede Hand, die nach dem Gewehr greift, verdorren soll. Bereits ein Jahrzehnt später waren die eigenen Erfahrungen im Völkermord, die persönlichen Opfer vergessen. Die Waffenindustrie erblühte und brachte es bis heute zu einem bisher unbekannten und ungebremsten Wachstum. Und in jenen Ländern, in denen die Rüstung ein Geschäft ist, das vom Verkauf und Verbrauch seiner Waren lebt, verdornten die Hände nicht, die ihre Finger darin haben, sondern wurden vergoldet.

Zu den vielfältigen Definitionen des Menschen will ich noch eine hinzufügen: das Tier mit dem dicksten Fell.

Dies mag auch die Machtlosigkeit von Literatur erklären helfen. Und dennoch wird dieses Fell des Schutzes, der Abwehr, des Desinteresses, des Hinnehmens und Duldens gelegentlich von eben dieser leisen Stimme durchbrochen, gelingt es der Literatur und den anderen Künsten, auf die Nerven des Verstandes wie des Gefühls zu treffen. Sie bewirken dann kleine, nicht zu überschätzende, jedoch nachhaltige Bewegungen und Reaktionen. So geringfügig diese Wirkungen auch immer sind, sie werden — wenn wir von den anderen Künsten absehen — von Worten veranlaßt.

Eine Erklärung, warum der Lagebericht schrecklicher und aktivierender wirkt als lediglich die bestehende, unreflektierte Lage, finden wir in der bekannten Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie von Marx. Dort heißt es: »Man muß den wirklichen Druck noch drückender machen, indem man ihm das Bewußtsein des Drucks hinzufügt, die Schmach noch schmachvoller, indem man sie publiziert... man muß diese versteinerten Verhältnisse dadurch zum Tanzen zwingen, daß man ihnen ihre eigene Melodie vorsingt! Man muß das Volk vor sich selbst erschrecken lehren, um ihm Courage zu machen.«

Das Bewußtsein des Drucks vermehrt den Druck, sagt Marx. Nach meinen Erfahrungen gilt das Bewußtmachen des Drucks sogar als unerträglicher als der eigentliche Druck selbst.

Die Geschichte kennt Beispiele dieses bewußt gemachten Drucks. Sie be-

lehrt uns auch über das Schicksal jener, die den versteinerten Verhältnissen die eigene Melodie aufspielten. Unsere Erfahrungen bestätigen diese Macht des Wortes.

Dennoch gilt es, eine Einschränkung zu machen. Marx vindiziert die genannte Aufgabe und Wirkung der Sprache der Kritik. Und Kritik ist ein Moment der Kunst, jedoch nicht ihr einziger. Literatur kann unter sehr verschiedenen Aspekten betrachtet werden. Sie ist unter anderem moralisch und aufklärerisch, sie ist Spiel und Spiegel, philosophisch und pädagogisch, etc. Und sie ist auch Kritik. Verkürzen wir jedoch Literatur auf einen ihrer Momente, so erhalten wir einen Text mit einer möglicherweise guten, verdienstvollen Absicht, aber keine Literatur. Literatur ist umfänglicher, und was für die Kritik gilt, gilt für sie nur eingeschränkt. Wir könnten jetzt literarische Werke nennen, die eindeutig Literatur sind und große Literatur, und die nichts von dem Bewußtmachken des Drucks wissen.

Sprache transportiert Literatur, Sprache ist selbst Material der Literatur, sie ist Literatur. Die Sprache der Literatur hat keine anderen Worte zu ihrer Verfügung als jede andere Sprache auch, also die Sprache der Presse, der Werbung, der Politik. Sie hat mit tausendfach benutzten, abgegriffenen und mißbrauchten Worten zu arbeiten, denen Sinn und Bedeutung und jede Schönheit längst abhanden gekommen sind, und die sie wieder beleben muß, wenn sie selbst existieren will.

Die Sprache der Literatur steht als Thema, wenn wir ergründen wollen, warum Literatur nicht ohnmächtig ist. Aber dieses Thema ist uns nicht hilfreich, denn es führt direkt zur Poesie, zum Poetischen, also zu ähnlich schwer zu begreifenden und zu erfassenden Phänomenen. Wir geraten von einem Geheimnis ins andere.

Sprache erschließt uns die Welt. Sie nutzt die gegebene, sich anbietende Gliederung der Welt und gibt ihr eine sprachliche, das heißt eine menschliche, eine für den Menschen brauchbare, von ihm zu nutzende Gliederung. Diese an Sprache gebundene Gliederung erlaubt es uns, zu erkennen und wiederzuerkennen. Sie erlaubt uns sogar, das nie Geschene wiederzuerkennen vermittels der sprachlichen Gliederung, die nicht allein das Einzelne und Besondere kennzeichnet, sondern auch Gruppen, Mengen, Gattungen. Das Fremde ist uns dadurch nicht völlig fremd. Wir haben von ihm einen sprachlichen Begriff, der uns einen Zugang verschafft. Die Sprache und das von ihr gebildete und geschulte Denken erlauben uns ein tatsächliches Déjà-vu, da sie für uns eine Gliederung unserer gesamten Welt bereithalten und uns mit einem ersten Erkennen vor dem ersten Sehen befähigen. Ich sagte einschränkend: bereithalten, denn der für uns brauchbare Nutzen ist abhängig von der von uns gebrauchten Sprache. Ich erinnere an Humboldts Satz, daß die Verschiedenheit der Sprache eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst sei. Eine eingeschränkte, reduzierte Sprache erlaubt kein weites Blickfeld.

Wie die Sprache erschließt uns auch die Literatur die Welt. Jedoch nutzt sie weniger die angebotenen Gliederungen, sondern schafft und erfindet poetische Welten, die von der wirklichen angeregt und bedingt sind, jedoch nicht direkt mit ihr übereinstimmen. Anders als die Wissenschaften, die — der Sprache vergleichbar — die vorhandene Gliederung der Welt aufnehmen und ein Netz von ihr entsprechenden, verifizierbaren Aussagen schaf-

fen, um so eine theoretische, begriffliche Aneignung der Welt zu ermöglichen, sind die poetischen Welten nicht kongruent mit der Wirklichkeit. Sie sind einseitig, extrem subjektiv, voller Widersprüche in sich, höchst unvollständig, mit einem Wort: Fantastereien. Und doch geben sie uns einen Schlüssel zur Welt, sogar zu Bereichen, bei denen andere Weltsichten — die wissenschaftliche etwa — noch versagen, noch nicht in der Lage sind, sie mit Aussagen zu erfassen.

Die fantastischen Welten von Cervantes' Don Quichote, von Kafka und García Márquez vermögen uns unsere alltägliche, schwer oder nicht durchschaubare Welt zu erschließen. Kunst und Literatur arbeiten in ungesichertem Gelände und versuchen seismografisch das neue Land zu erkunden. Ihr Handwerkszeug, die Sprache und die Fantasie, sind uneingrenzbar und jeweils erst nach dem Werk, post festum, zu benennen. Das ganze Verfahren ist erkenntnistheoretisch äußerst fragwürdig, und gegen Platons Satz, die Dichter seien Lügner, ist wissenschaftslogisch nichts einzuwenden. Die Werke von Cervantes, Kafka, García Márquez sind aussagenlogisch nicht verifizierbar oder gar unwahr.

Dagegen aber steht eine Menschheitserfahrung, die bei aller Wertschätzung von Theorie und Wissenschaft nicht auf die fantastische, künstlerische Weltaneignung verzichten will, sie lebensnotwendig benötigt. Sie ordnet der Literatur einen anderen Wahrheitswert, eine andere Gültigkeit zu.

Unstrittig bewegt sich die Literatur (wie die Kunst überhaupt) in anderen Bereichen als die Wissenschaft. Sie schließen einander aus. Die forschende Wissenschaft verdrängt die Kunst; die Kunst überläßt alles, was mit beweisbaren Aussagen gefaßt werden kann, der Wissenschaft. Von der Antike bis zur Gegenwart eroberte sich die Wissenschaft ständig neue Gegenstände für ihre Arbeit, die von der Kunst im gleichen Maß aufgegeben wurden. Physik, Chemie, Biologie waren — unter anderem Namen — in einem vorwissenschaftlichen Zeitalter Themen der Kunst und der ihr verwandten Magie, der Vorläuferin der Wissenschaft. Mit forschenden Erkenntnissen wurden sie zu wissenschaftlichen Disziplinen, zu ausschließlich wissenschaftlichen Disziplinen.

Das ungelöste Rätsel ist, so schlußfolgern wir daher, Sache der Kunst; das gelöste oder doch lösbar gewordene Rätsel ein wissenschaftlicher Forschungsbereich. Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen, weiß die Wissenschaft bekanntlich seit Jahrtausenden von ihrer eigenen Arbeit. Meine Erfahrung mit Literatur sagt: Worüber man (noch) nicht reden kann, davon kann die Kunst ein Lied singen.

Heute, da die Wissenschaften allgegenwärtig sind, verbleiben uns nur noch sehr wenige ungelöste Rätsel als Objekt und Feld der Kunst. Die einzigen Bereiche, in denen nach meiner Ansicht die Wissenschaften nicht oder nur zu höchst unvollkommenen Erkenntnissen kamen und die somit als terra incognita, als unbekanntes, mythisches, widersprüchliches Land der Kunst verblieben, sind der Mensch und die menschliche Gemeinschaft. Hier kann die Literatur mit den merkwürdigen Sonden der Fantasie und den Seismografen der Sprache forschen, erkunden, entdecken. Denn stets handelt es sich in der Literatur um Entdeckungen, um das Sehen von bisher Ungesehenem, um das Beschreiben des Ungekannten. Alles andere ist Makulatur.

Schreiben heißt also für mich: die von anderen menschlichen Erkenntnismöglichkeiten nicht beschreibbaren Zustände und Vorgänge zu erfassen und zu benennen, sie sine ira et studio zu verzeichnen. Schreiben, um zu beschreiben, beschreiben, um weiterarbeiten zu können, um hoffen zu können. Auch um auf Änderungen, Veränderungen hoffen zu können. Denn alles Bestehende hat Wert, wenn es änderbar ist. Das Benennen, das Schreiben ist noch nicht der verändernde Zugriff auf die Welt, aber es ist die erste Voraussetzung aller Veränderungen.

Nicht »alles ist relativ« muß es heißen, sondern »alles ist absolut«; die einfache Tatsache, daß ein Mensch eine geschichtliche Situation erkennt, deren Bedeutung er für wahr hält, bringt ein Phänomen von Wahrheit ins Spiel, über das kein Skeptizismus Rechenschaft abzulegen vermag, und verbietet uns, den Folgerungen auszuweichen. Die geschichtliche Kontingenz ist nur ein Schatten am Rande eines Zukunftsbildes, auf das wir ebenso wenig verzichten können, wie auf das Atmen. Unsere Perspektiven hängen von unseren Wünschen und unseren Werten ab, doch auch das Gegen teil ist richtig; wir lieben oder hassen nicht nach vorgegebenen Werten, sondern durch Erfahrung, in Berührung mit der effektiven Geschichte, und wenn auch jede geschichtliche Entscheidung subjektiv ist, so röhrt doch jede Subjektivität, durch ihre Trugbilder hindurch, an das Wesen der Dinge und erhebt Anspruch auf Wahrheit.

Maurice Merleau-Ponty

Rafael de la Vega

Die Stimme, die in der Wüste dröhnt

Kritische Anmerkungen zum Frühwerk von Ernst Bloch

Die Schwierigkeiten, die jede kritische Annäherung an Ernst Bloch in sich birgt, verdoppeln sich bei dem Versuch, das Frühwerk dieses eigenwilligen Denkers zu analysieren. Die wichtigsten Studien über Bloch pflegen dieses Frühwerk eher kurSORisch zu behandeln, oder sie ignorieren es gänzlich. Das trifft insbesondere für die erste Fassung (1918) von »Geist der Utopie« zu, mehr noch aber für die Essays, die unter dem Titel »Durch die Wüste« zusammengefaßt wurden; als Ausnahme kann dagegen das klug-opportune Büchlein über Thomas Münzer gelten. Die wahrlich nicht als überschwenglich zu bezeichnenden Feierlichkeiten zum 100. Geburtstag des Philosophen haben dies bestätigt. Bloch, dieser Berserker des Visionären und Großkophta aller »Häresien« hat es wahrlich niemandem leicht gemacht, weder Feind noch Freund. Der Schematismus seiner — das ganze Werk durchziehenden — Grundgedanken und die Eigentümlichkeit seiner Diktion, um nur zwei Hauptzüge dieses Philosophen zu nennen, treiben seine Anhänger seit jeher in einen Identifikationszwang, der mitunter (besonders auf begrifflicher und sprachlicher Ebene) mimetische Züge aufweist. Es scheint in der Tat unmöglich zu sein, über Bloch zu reden, ohne es wie er selbst zu tun.

Schon in einem kurzen, in KONKRET erschienenen Beitrag (Nr. 7, Juli 1985) habe ich auf die Tatsache hingewiesen, daß Ernst Bloch der einzige Philosoph ist, der hierzulande eigentlich niemals kritisiert wurde, weder von rechts noch von links, weder von den Idealisten noch von den Materialisten. Bloch mit Glacé-Handschuhen zu behandeln, mutet aber echt antiblochianisch an. Sein herrisches Selbstbewußtsein, seine überanstrengte Emphase haben niemals vor Ideen oder Personen, vor Freund oder Feind haltgemacht. Seine Kritik konnte ätzend, ja vernichtend sein; ob er sich über den Musikschriftsteller Paul Bekker äußert (»subaltern insgesamt«), über Saul Friedländer (»ein Nietzscherl, das sich seinen Wagner sucht«) oder über Wilhelm Wundt (der, »da er solange lebte, zu einem Lexikon ge-

worden ist, in dem alles steht, also unter dem Buchstaben P auch Philosophie«), über Georg Simmel (»der feinste Kopf... aber darüber hinaus völlig leer, ein zielloser Mann, der alles will, nur nicht die Wahrheit«), Max Scheler (»zwischen den Prinzipien der Grausamkeit und der Süßigkeit schändlich hin und her gerissen«), oder — noch im *Prinzip Hoffnung* — über Ludwig Klages (»der komplette Tarzan-Philosoph«): Bloch hat sie alle erbarungslos heruntergemacht. Der Teil seiner Sammlung »kritischer Aufsätze«, die unter dem Titel *Durch die Wüste* 1923 erschien und der diese Abrechnung mit den mehr oder minder Großen jener Zeit enthält, trägt die Überschrift »Destructio destructionis« (1). Möge diese stechende Härte Blochs als Rechtfertigung des durchweg kritischen Tenors dieses Beitrages gelten; er selbst gehörte zu denen, die nur das Kalte oder das Heiße mögen, und für die das Lauwarne ein Brechmittel ist (2).

*

Blochs offensichtliche Faszinationskraft kann zwar Proselyten aber keine Schüler machen. Seine von Anfang an weitgehend auf System und Methode verzichtende Denkart kann eine Leit- und Identifikationsfunktion für all diejenigen Menschen haben, die — aus welchen Gründen auch immer — die Geschichte als »Hort des Grauens« (Adorno/Horkheimer) und das Leben als »eine schlechte Nacht, verbracht in einer schäbigen Herberge« (Theresa von Avila) empfinden, für alle Erwartenden, Sehnsuchtsvollen, die in der unerträglichen Spannung zwischen dem verlorenen Paradies und dem zukünftigen »neuen Himmel und neuer Erde« (Petrus II, 3,13) leben und leiden. Blochs Duktus, seine *dynamische Theatralität* (3), sein verwirrender, irritierender Stil lassen stets mehr ahnen als verstehen und erwecken somit — absichtlich? — den Eindruck, als Novize vor dem mächtigen Tempeltor zu stehen. Hier liegt vielleicht einer der wichtigsten Gründe für seine Anziehungskraft auf überspannte, religiöse Gemüter, auf alle Menschen, die in der sehnlichen Erwartung der »letzten Dinge« alle Unzulänglichkeiten und Miseren des Jetzt als unerträgliche Qual empfinden.

Mehrere Probleme stellen sich dem Versuch in den Weg, den jungen Bloch in seinem historischen Kontext (etwa die Zeit zwischen 1910 und 1925) anhand der bisher bekannten und veröffentlichten Werke kritisch zu interpretieren. Dabei wäre es bestimmt eine lohnende Aufgabe, Blochs Frühwerk sprachanalytisch und textlinguistisch zu »röntgen«. Eine Streichung aller Beiworter und Epitheta, die keine eigentlichen Funktionsträger sind, die also keine wichtige semantische Information enthalten und obendrein wahllos und willkürlich in den verschiedenen Kontexten und zu den verschiedensten Begriffen benutzt werden, würde nicht nur das Konventionelle und Begrenzte des Ideengehaltes dieser Werke enthüllen, sondern auch den so oft als »Sprachkunst allererster Ordnung« (F.J. Raddatz) und als Gipfel der 'expressionistischen' Prosa gelobten Stil Blochs in ein viel kälteres Licht rücken. Hinter der ermüdenden Wiederholung solcher unscharfen Adjektive wie »mystisch«, »metaphysisch«, »rebellisch«, »ketzerisch«, »utopisch« usw. versteckt sich meistens die Auffrischung von altbekannten Ideen und Philosophemen. Die jüdisch-biblische Überlieferung

und die Bildungsempphase des deutschen Großbürgertums in der fatalen wilhelminischen Epoche finden im jungen Bloch ihre engste Symbiose. Die Hyperbolik von Blochs sprachlichem Duktus läßt auf den Leser ein Feuerwerk niederprasseln, das für viele offensichtlich betäubend wirkt. Die Sprache des jungen Bloch mahnt, schreit, donnert, verflucht in einem ermüdenden *staccato* von nie endenwollenden Sätzen voller verschleierter Anspielungen und Zitate; vergebens suchen wir hier den analytisch-logischen Diskurs, der belegen und beweisen will.

Es ist gerade dieser doppelte Hintergrund des jüdischen »Messianismus« und des germanischen Sendungsbewußtseins (»Und mag doch am deutschen Wesen/einmal noch die Welt genesen!«!), vor dem man die Prosa des jungen Bloch kritisch einschätzen muß. Blochs »expressionistischer« Stil potenziert nicht die Intensität des Ausdrucks als Geste des ekstatisch-irrationalistischen aber auch 'verstehenden' Gefühls, wie die wahre expressionistische Prosa es tut, sondern er entzündet sich selbst, in einem pompösen Spiel, wo das Wort leicht zur ritualen Gebärde degradiert werden kann. Das beginnt bereits mit dem gnomischen, verschlüsselten Gedanken, der schon 1910 die Essays von Bloch zu eröffnen pflegt und der für H.H. Holz die Bedeutung und Funktion des *tropos lakonikós* (4) besitzt. Mag dies vielleicht für die späteren Werke Blochs gelten: in den frühen muten diese kurzen Gedanken eher wie der *Koan* der buddhistischen Lehrmeister oder das jüdische Schibboleth an: goldener Schlüssel, der das heilige Tor der okkulten Wahrheit einigen wenigen Eingeweihten öffnen kann. Dieses Wort aber, das sofort in einen Strom eruptiver und exalterter Sätze ausartet, will nichts anderes als das alchimistische Konzentrat (Quintessenz!) der »Inwendigkeit« sein. Der darauffolgende Gedankenfluß, ein Zick-zack-Kurs voll von Schaltsätzen und Digressionen, in der die Verkettung der Ideen sehr häufig ein Produkt von Wortverbindungen und -assoziationen ist, ist als die »Auswendigkeit« jener »Inwendigkeit« zu deuten, die für den jungen Bloch ein wahres Leitmotiv ist. Für ihn, wie für den Apostel Johannes, war am Anfang das Wort, das in Gott war und das selbst Gott war. In diesem Sinne ist es durchaus legitim, Blochs Philosophie als *logos spermatiskós* (H.H. Holz) zu bezeichnen. In dieser Philosophie sprießen das Denken, der Gedanke und das Gedachte aus dem Worte, nicht umgekehrt. Bloch aber geht noch weiter: die Sprache ist für ihn auch Verwünschung und Beschwörung, die uns die letzte Wahrheit zwar ahnen läßt, aber niemals wirklich vermitteln kann. Hier liegt die Nähe Blochs zur Mystik und ihrem Verständnis des *inefabile*, des Unaussprechlichen: *secretum meum mihi*, mein Geheimnis nur für mich, war doch der Spruch aller Mystiker, der mittelalterlich-christlichen wie der islamischen Sufis. Und so ist auch die Sprache Blochs, wie die von allen Mystikern, eine fortgesetzte Metaphorik, in deren Feuerwerk der Leser zur Mitwissenschaft animiert wird. Die *alchimie du verbe* ist nur den wenigen Auserwählten zugänglich, und sie müssen von Anfang an wissen, daß der Weg, der uns zum »Letzten« und »Endgültigen« führt, eben ein steiniger ist.

Diese Haltung ist zwar vielen Denkern und Schriftstellern jener Zeit gemeinsam: Bergson und Romain Rolland, Stefan George und Hermann Graf Keyserling, dem Lucács von »Die Seele und die Formen« und Maurice Maeterlinck, auch — etwas früher — August Strindberg und Otto Weinin-

ger, um nur einige zu nennen. Die vielzitierten »Grundstimmungen« der Philosophie Ernst Blochs — »Messianismus«, »Chiliasmus«, »Utopie«, »Apokalyptik« usw. — verlangen geradezu in ihrer unverbindlichen, unwissenschaftlichen Verschwommenheit nach einer Sprache, die ihnen den Anschein von Gewichtigkeit verleiht. In diesem Sinne ist Blochs schwülstiger Stil gewiß der ideale Träger für die Gedanken von Werken wie »Durch die Wüste« oder »Geist der Utopie«.

*

Worin besteht der gedankliche Inhalt der frühen Werke Blochs, was macht sie so faszinierend, daß sogar viele, die sich selbst für nüchterne Materialisten halten, die konfuside ideologische Exaltiertheit dieser Erstlinge loben? Dabei waren die zeitgenössischen Kritiken und Rezensionen meistens sehr negativ, ja rundum ablehnend, insbesondere was »Geist der Utopie« betrifft. Mag der Respekt vor dem späteren Bloch dazu beigetragen haben, auch diese Werke als Vorstufen der reifen zu betrachten und sie mit dem Bonus des Gesamtwerkes auszustatten. Ebenso sicher ist, daß hier — und das gilt natürlich in erster Linie für die Bundesrepublik Deutschland — ein unterschwelliges Gefühl, gemischt aus tiefliegenden Verwandtschaften und schlechtem Gewissen, stark mitgewirkt hat. Des jungen Blochs emphatisch-rotunde Proklamierung der Einheit von Deutschtum und Judentum als Gipfel der geistig-ethischen Geschichte und als Unterpfand der utopischen Menschheit mußte bei vielen hierzulande auf ein mehr oder weniger bewußtes Verständnis stoßen. Da dieser Gedanke eine zentrale, immer wiederkehrende Rolle im Frühwerk Blochs spielt, scheinen Unverständnis und Mißfallen ihm gegenüber eine nur zu natürliche Reaktion seitens derer, die weder zu dem einen noch zu dem anderen ethnisch-kulturellen Kreis gehören. Aus der Distanz der inzwischen vergangenen »Werke und Tage« gelesen, kann dieser doppelte Zeloten-Eifer, mit dem Bloch die »absolute Zeit zu bereiten« hofft, und zwar »durch die tausendfachen Energien, durch die äonenweite Optik« einer neuen Proklamation, in der die Verbindung von Judentum und Deutschtum »nochmals ein Letztes, ein Gotisches, Barockes zu bedeuten hat« (»Durch die Wüste«, S. 140) nichts anderes denn als Ausdruck eines — gelinde gesagt — bombastischen 'Kulturimperialismus' gedeutet und empfunden werden. Die Einbeziehung Rußlands in dieses sakrale Duo vermag das Unbehagen des Lesers kaum zu zerstreuen: wird es doch — im Jahre 1912 und im Sinne eines Dostojewski oder Sologow — als »dritter Rezipient des Wartens, des Gottesgebärtums und Messianismus« gepriesen (ebda.).

Über die Blochsche Terminologie braucht man wirklich kein Wort zu verlieren. Und wo bleibt andererseits der angebliche Marxismus des jungen Bloch? Bis frühestens in »Erbschaft dieser Zeit« ist es nicht möglich, bei ihm Ansätze einer marxistischen Weltanschauung zu finden. Zwar bietet seine scharfe Abrechnung mit dem wilhelminischen Deutschland, dem »undiskutierbaren Krieg« und dem stumpfsinnigen, phrasendreschenden Nationalismus jener Zeit einige fortschrittlich-demokratische Analysen, jedoch vor dem Hintergrund einer idealistisch-visionären Geschichtsphilo-

sophie formuliert (siehe z.B. die Ausführungen auf S. 13 bzw. 35). Deswegen wirken seine Gedanken über den »Staatssozialismus«, die historische Aufgabe Rußlands, den Brest-Litowsker Frieden oder die »ethische« bzw. »moralische« Demokratie immer überhöht und seltsam unhistorisch. So versetzt die Lektüre dieser Essays in einen Zustand, der zwischen Ratlosigkeit und Abwehr pendelt, es sei denn, man gehört gänzlich zu denen, die »wahrhaft nach Heilung« streben (»Durch die Wüste«, S. 99 bzw. 104) und die das »adamitische Ich« repräsentieren, das »sich christlich, mit Eifer und Liebe ins sittliche Tun begibt, das prometheische oder luciferische Ich« (ebd. S. 103-104), ein Ich, daß sich »messianisch, mit Gewalt und Inbrunst ins geistige Werk oder Symbol begibt« (ebda.). Wer sich in diesem Dunstkreis mystischer Nebelschwaden beheimatet fühlt, der gehört sowieso schon zur »Gemeinde« (auch ein Schlüsselwort des jungen Bloch). Wer nicht diese Ehre hat, der hat hier wahrhaft nichts zu suchen, und noch weniger zu finden.

Vor dem Hintergrund dieser idealistisch-religiösen Ideologie hebt sich die eklatante Inkonsistenz vieler Blochscher Kritiken, Haltungen und Gedanken klar empor. Ich denke dabei etwa an seine ambivalente, in vielen Punkten reaktionäre Einschätzung Nietzsches, aber auch an seine acht Jahre später formulierten Reflexionen über den Nihilismus (»Durch die Wüste«, S. 105-122). Ebenso an seine — in der Sache zweifellos richtige und lüidue — Abrechnung mit den »Okkulten«: Anthroposophen, Parapsychologen, Hellsehern und wie sie alle heißen mögen. Die Inkonsistenz dieser Kritik liegt meines Erachtens darin, daß Bloch sie aus der Warte einer Weltanschauung und einer Geschichts- und Kulturphilosophie formuliert, die den Grundpositionen gerade jener *Okkulten* doch recht nahe stehen. Noch krasser aber manifestiert sich diese Zweideutigkeit in der schon oben erwähnten Bestimmung der welthistorischen Rolle Deutschlands und des Judentums. Auf den Spuren des alten PanGermanismus Herders, Fichtes und Hegels wandernd, behauptet Bloch (mittler im ersten Weltkrieg) nicht nur etwa, daß das »Volk der Bauernkriege, der ersten, der ergreifendsten christlichen Erhebung«, das deutsche Volk nämlich, »das Licht in der Tiefe erneuter Menschheit anzünden wird« (S. 26-27). Bloch, der Verfechter einer universalistischen Menschheit als Verheißung des künftigen utopischen Geistes, spricht von *einem einzigen Lande*, von Deutschland (und zwar, wie er souverän behauptet, mit dem »Recht auf Gewißheit«), als von dem Lande, in dem allein »Abenteuerlichkeit« und »Universalität«, »Unendlichkeit und Tiefe absoluter Phantasie«, ein »krauses, überströmendes, weitstrahlendes Zuviel«, das Erbe des »spekulativen Blitzes« anzutreffen wären, ein Land, »demgegenüber alles romanische Feuer noch nicht einmal Irrlicht ist«. Was drüben begonnen wurde, »das ist hier tiefer geworden als in Paris« (ebda., S. 28-30). Ähnliche Töne, wenn auch in entgegengesetzter Richtung — antigermanisch und antideutsch — waren damals aus der Feder der Maurras, Barrés und anderer chauvinistischer Herolde der französischen *latinitas* zu hören. Daß Ernst Bloch sich in einer solchen Gesellschaft äußerst unwohl gefühlt hätte, bestätigt gerade das zweideutige (also das »Barocke«) seines Denkens.

Noch eklatanter wirkt wohl diese Ambivalenz, wenn Bloch, der Universalist, die Vorteile und die einmalige Mission des jüdischen Volkes preist.

Seine Sprache ist dabei von apodiktischer Bestimmtheit: »Vor einem großen Juden sind so die großen Männer aller übrigen Völker gleichsam nur bürgerliche Genies« (»Durch die Wüste«, S. 125). Da nun aber alle drei Züge, die nach Bloch das »jüdische Weltgefühl« ausmachen, auf ihn selbst haargenau zu passen scheinen, (siehe z.B. S. 125-126), so zwingt sich die Vermutung auf, Bloch fühlte sich in seinen jüngeren Jahren als der Weltenrichter einer profanen Geschichte, die unter seinem Zepter zur Offenbarung des absoluten Geistes drängt.

Lesen wir diese Essays, aber auch die breiter angelegten aus »Geist der Utopie«, vom Standpunkt eines Menschen, der nicht zur »Ingesinde« gehört, so finden wir darin ein Wirrwarr mystisch-theologischer Idealismen mit nicht wenigen und bemerkenswerten Koinzidenzen zu Pierre Teilhard de Chardin, etwa beim Begriff des »Makanthropos« oder des »motorisch-messianisch zu erringende(n) Omega«. Vielleicht steckt gerade in dieser höchst traditionalistischen, kulturchauvinistischen Denkweise der geheime Kern von Blochs »Utopie«-Gedanken, seines abstrusen Verständnisses von Sozialismus und seiner agonisch-visionären Geschichtsphilosophie. Alle utopisch-messianischen Individuen und Bewegungen (Ebioniten, Montanisten, Fraticelli, Flagellanten, Bogomilen, Katharer, Waldenser usw.) sind für ihn Stufen und Vorboten dieses Geistes der Sehnsucht, dieser »einzig wahre(n) Eigenschaft ehrlicher Menschen« (ebda., S. 80), den er am intensivsten in dem jüdischen Messianismus verkörpert sieht. Ist der Sozialismus eine »Erzeugung« des Judentums, sind die Juden die »moralisch intensivsten Menschen« (S. 134), so kann logischerweise der von Bloch später ausgearbeitete Begriff der konkreten (unhistorischen) Utopie als Verwirklichung der einzig gültigen Erscheinungsform des Geistes gelten, der jüdisch-christlich-germanischen Tradition nämlich, in deren Fusion Bloch (am Vorabend des ersten imperialistischen Weltkrieges) die Verheibung des »künftigen Parakleten« zu erkennen glaubt (S. 140). Ja, diese Schicksalsstunde des neuen utopischen Sozialismus ist für ihn diejenige, in der »sich die Juden und die Deutschen ewig begegnen (...) als die ebenso motorischen wie vernehmenden, spekulativen Nationen« (ebda.). Die Auserwählten bleiben unter sich, der Rest der Menschheit darf sich gefügig und demütig verhalten. Blochs vielgepriesene Universalgelehrsamkeit, seine »überweltengroße« Vision von der Geschichte wachsen in Wirklichkeit aus einem sehr engen Boden und müssen bei allen, die entweder diesem hehren Kreis der Auserwählten nicht angehören oder sich von dessen kabbalistisch-wagnerianischen Dunstschwaden getrennt haben, eine heftige Abwehrreaktion hervorrufen. Wer nicht mit Bolch ist, der ist gegen ihn; und wer nicht mit ihm sammelt, der zerstreut.

*

Auch »Geist der Utopie« ist ein Konvolut verschiedener Meditationen, Glossen und Inventionen, zweifellos von größerer Dichte und Konsequenz, und auch ein Text, in dem die großen Leitfäden der späteren Philosophie Blochs schon deutlicher konturiert werden. Die erste Ausgabe vom Jahre 1918 wurde 1923 revidiert, geglättet, etwas von dem schwülen Ästhetizis-

mus und von einigen schon überholten Ansichten der ersten Ausgabe befreit. 1963 distanzierte sich Bloch diskret von dem, wie er sagt, »Sturm- und Drang-Buch« und von dessen »revolutionärer Romantik« (S. 347), obwohl er es auch als das »Erstwerk des begonnenen utopischen Philosophierens« bezeichnet (ebda.).

»Geist der Utopie« ist bestimmt ein Unikum unter den philosophischen Büchern der Zeit unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg, bzw. nach der Oktoberrevolution, welche die sozial-revolutionäre Problematik aufgreift. Seine gängige Einordnung als marxistisches Werk muß nichtsdestoweniger strikt zurückgewiesen werden. Der Hintergrund seines Gedankeninhalts bleibt bestenfalls auf der Ebene eines ethisch-utopischen Sozialismus stecken, der seine Denkkategorien und seine Methodologie nicht etwa aus der wissenschaftlichen Analyse der Geschichte und der Gesellschaft schöpft, sondern aus einem prophetisch-soteriologischen »Wissen«, wie wir es schon aus »Durch die Wüste« kennen. Hier allerdings werden viele Ideen und Gedanken präzisiert, klarer und kantiger konturiert. Die Geschichte (als Rahmen einer intendierten Transzendenz heilsgeschichtlich verstanden) weist über sich selbst hinaus: was »vorerst sozial ist«, muß dann »kosmisch metaphysisch« werden (S. 296). Blochs Geschichtsbegriff kennt zwei Ebenen: die an sich »irreale« der »Jetzt-Zeit«, also der profanen Zeit der »Wüste«, und die sakrale der (von ihm später so ge nannten) »Tendenzzeit« (5), Kern und Verheibung der utopischen Zukunft. Der reale Alltag, in dem die Menschen leben, arbeiten und kämpfen, das konkrete Jetzt, wird so ontologisch depotenziert. Die reale Geschichte bekommt ihren wahren geheimen Sinn aus einer nebulösen Zukunft, sie gilt nur als Vorzeichen, als Adventszeit. Die »utopische« Realität ist deswegen für Bloch die »essentielle« (S. 344). Blochs Begriff der Geschichte ist somit dem von Hegel oder Marx geradezu entgegengesetzt: nicht das Wirkliche ist für ihn vernünftig, sondern das Noch-nicht-Wirkliche. Nicht die »reale Bewegung der Geschichte«, die das Jetzige aufhebt (Karl Marx) ist die objektiv-subjektive Wahrheit des Geschichtsprozesses, sondern ein universalistisch-messianisches Reich: »das stets Gesuchte, die eine Ahnung, das eine Gewissen, das eine Heil« (S. 13). Motor der ganzen Geschichte ist die uns schon oben begegnete »Sehnsucht«. Kein Wunder, wenn Bloch Karl Marx beschuldigt, »allen Traum, alle wirkende Utopie, alles religiös umgehende Telos aus der Geschichte« verbannt zu haben (S. 301), weil er den Produktivkräften dieselbe Macht verliehen habe, wie Hegel der Idee (ebda.).

Zu diesen grundlegenden Widerspruchsmomenten in der Philosophie von Ernst Bloch gehört seine Idee eines Endes oder Ziels der Geschichte, angetippt schon in den frühen Werken, wenn auch in einem geradezu entgegengesetzten Sinne als im Spätwerk. Hatte er noch in »Durch die Wüste« sinniert: »Denn das Leben, sagt ein alter Schriftgelehrter, wird denen ausblasen, die das Ende berechnen und nicht erwarten können« (S. 137), so behauptet er in zwei Passagen der »Tübinger Einleitung in die Philosophie«: »Das einende Humanum« sei das »Eschaton im Zielpunkt des Fortschritts« (I. S. 202). Und weiter: »Die Aura des stets bedrohten, ungeheueren Versuchs eines Heilenden, Geheuren lebt in der Tendenz-Latenz des Weltprozesses, solange dieser überhaupt dauert und dauern kann. Das noch Offene hält ihn dialektisch in Gang« (II, S. 178). Unter dieser sal-

bungsvollen Sprache versteckt sich immer noch die alte, von allen Religionen vertretene Trennung von profaner und sakraler Zeit. Wenn aber nur das »Offene« den dialektischen Gang der Geschichte zu halten vermag, so muß gerade das »Heilende« und »Geheure«, als »Endziel« dieses Prozesses, dessen »Gang« zum Stillstand bringen. Anders gesagt: der Anfang der sakralen Zeit, oder mit Blochs Begriff: der »utopischen Zeit«, kann nur am Ende der profanen stehen, jenseits der eigentlichen, realen Geschichte. Es handelt sich um das eschatologische Denken der alt-asiatischen Religionen, des Judentums und des Christentums. Blochs »konkrete Utopie« kann somit grundsätzlich *nicht* in dem Rahmen der zeitlich gebundenen, materiellen Geschichte erreicht werden, sie ist ein Jenseitiges, ein theologischer Begriff, der letzten Endes in der reinen Intentionalität des Bewußtseins verfangen bleibt. Was in der konfusen Allegorik von »Geist der Utopie« als inbrünstige Vorahnung des transzental-metaphysischen Ichs vorgestellt wird, das reift im späteren Bloch zum absoluten Apriori des Geistes, zur sinngebenden *Funktion* — und deswegen auch *Form* — der ganzen Geschichte. Er kann in der Tat als »ein marxistischer Schelling« (Jürgen Habermas) betrachtet werden, wobei das marxistische Moment im Frühwerk Blochs mehr als dubios erscheint, wie wir gesehen haben. In diesem, aber auch im reiferen Werk, bekommt die profane Geschichte ihren Sinn und ihre Realität von einer als *causa formalis* und *finalis* gesetzten Transzendenz, die bis in die intime Sphäre des Individuellen waltet. So kann er z.B. sagen, daß die »persönliche Freiheit«, wenn sie »wirklich« ist, mit »religiöser Verbundenheit« gleichgesetzt werden muß (»Geist der Utopie«, S. 295). Mit anderen Worten: Hegels *absolutes Moment*, Kants Begriff der Freiheit als etwas, das *ganz außerhalb der Kausalprinzipien der Welt ist* (6), werden von Bloch in eine religiöse Transzendenz versetzt. Andererseits: für ihn besteht die Substanz der Geschichtlichkeit in ihrer eigenen dialektischen *Dynamis*, ihr *Wesen* ist ihr *Werden*. Das mögliche, angestrebte Ziel liegt aber, als *Entelecheia* der Geschichte, nicht im Wesen dieser *Dynamis* selbst wie in der aristotelischen Ontologie, sondern außerhalb von ihr; es gehört sozusagen einer anderen, höheren ontologischen Stufe an. Das dialektische Denken des jungen Bloch ist somit eine Mischung aus mißgedeutetem Aristotelismus und Hegelscher Dialektik, umhüllt in den Dunstschwaden des jüdisch-christlichen Heilsgeschehens. Vielleicht tut sich der junge Bloch deswegen so schwer mit dem Problem des Jetzt, des konkreten historischen Augenblicks. Das Jetzt ist für ihn nur das Dunkle, Unfertige, an sich Niedrige, und die Gegenwart ist grundsätzlich ein *Pessach*, der jüdische Festtag des »schonenden Vorübergehens« im Rahmen einer Geschichte, die als *Gat* (Verbannt) erlebt und erlitten wird.

Ist aber nicht der jeweilige historische Augenblick immer auch die — wenn auch unvollkommene — Utopie aller vorausgegangenen Epochen? Die jeweilige »konkrete Utopie« ist schon im jeweiligen Jetzt verwirklicht, oder sie wird es niemals werden. In seinem eschatologischen Denken vermischt Bloch die Begriffe *Utopie* und *Uchronie* — wenn auch in einem anderen Sinne als Renouvier (7) — indem er die endzeitliche Erwartung in ein abstrakt-überhistorisches Jenseits versetzt. Erst viel später, in der »Tübinger Einleitung in die Philosophie« (I, S. 128-129) wird er zwischen Utopie und Utopismus unterscheiden. Seine Verachtung für die materielle Welt

(»das Schalenreich der physischen Natur«) ist deswegen nur konsequent; sie geht noch weiter als beim jungen Lukács.

*

In seinen eigenwilligen Reflexionen über die Kunst ist diese radikale Trennung zwischen der unfertigen, rohen und niedrigen Wirklichkeit sowohl des historischen Jetzt als auch der materiellen Welt einerseits und der »numinösen« und »metaphysischen« Utopie der Zukunft andererseits besonders gravierend. Die Kunst ist für den jungen Bloch der heiligende und befreende Sprung aus der ausdrucksleeren *Materie* in die *Form* als Expression, und von dieser in die *Seele*. Die Entfremdung, die das Wesen des Kunstwerkes ausmacht, wiederholt auf einer anderen ontologischen Ebene den Exodus des Menschen »durch die Wüste«, das »In-die-Fremde-gehen« des Wanderers auf Erden. In dieser reinen Form wird das »Inwendige auswendig«, sie ist eine Antizipation der Utopie und des Absoluten. Deswegen widmet der junge Bloch den größten Teil seiner Kunst-Spekulationen gerade der Musik, der »immatrierstellsten« aller Künste, der »luziferischen, osianischen« Kunst (S. 185), deren Ziel die »Metaphysik von Ahnung und Utopic« ist (ebd. S. 199). Unter solchen ideologischen Prämissen kann Bloch kein Verständnis für die Musik Mozarts oder Chopins aufbringen, dafür aber um so mehr für die von Brahms, Wagner, Bruckner und Mahler. Blochs Ästhetik gehört noch ganz in die Zeit zwischen Spätromantik und Symbolismus. Ein Beweis dafür können seine Analysen der Harmonielehre Schönbergs sein, des einzigen »expressionistischen« Komponisten übrigens, den der angeblich »expressionistische« Bloch in seiner »Philosophie der Musik« behandelt! Sein enger ästhetischer Horizont erlaubt ihm nur, unter den Lebenden Pfitzner, Reger und Strauß zu zitieren. Namen wie Alban Berg, Anton Webern, Claude Debussy, Igor Strawinsky oder Charles Ives verdienen bei Bloch weder Analyse noch Erwähnung. Über Geschmack läßt sich bekanntlich streiten, und Blochs Musikästhetik fand schon damals harte Kritiker (8). Eines aber ist sicher: selten ist über Musik aus einer so eindeutig außermusikalischen Perspektive geschrieben worden wie in »Geist und Utopie«. Hier wird aus der Musik gerade die Intentionalität herausgelesen, die vorher (philosophisch) in sie hineinprojiziert wurde. Blochs Begreifen der Kunst als »Vor-Schein« und seine kunsttheoretischen Ausführungen in »Geist der Utopie« bleiben der bürgerlich-romantischen Ästhetik epigonal aufs engste verbunden.

*

Noch ein Punkt wäre zuletzt zu erwähnen. Zu den Grundelementen, die man im Werke Blochs gemeinhin zu finden glaubt, zählt das *sozial-revolutionäre* Moment. Möge dies in Bezug auf »Thomas Müntzer als Theologe der Revolution« (erschienen 1921) gelten. Die anderen Frühwerke Blochs, von den Essays aus den Jahren 1910-1923 bis zu den »Spuren« (1930) thematisieren die soziale Revolution und die Politik nicht *expressis verbis*, und dort, wo mehr oder weniger offene Ansprechungen darauf zu lesen sind, handelt es sich durchweg um seltsam abstrakte, unhistorische

Aussagen, die sehr wenig mit den konkreten Kämpfen und den realen Problemen des damaligen politischen Alltags zu tun haben. Blochs Betrachtung der Geschichte als Doxologie oder Lobpreisung des »Noch-nicht-Erschienenen«, die gespannte *Maran-Atha*-Stimmung dieser Werke sind wirklich nicht der geeignete Rahmen für einen analytischen Beitrag zur politischen Praxis. (9).

In welchem historischen Kontext erschien »Geist der Utopie«? 1923, das Jahr der zweiten, gründlich durchgesehenen Ausgabe, sah auch das Erscheinen vieler anderer Bücher, die lange Diskussionen nach sich zogen: Lukács' »Geschichte und Klassenbewußtsein«, Korsch's »Marxismus und Philosophie« gehören an allererster Stelle dazu. Es war aber auch die Zeit der »Weltanschauungen« und des »kosmischen Pessimismus« seitens der imperialistischen Bourgeoisie, die Zeit von Keyserling und Klages, von Sigmund Freud (dessen Buch »Das Ich und das Es« ebenfalls 1923 erschien) und Rittelmeyer, Spengler, Tönnies und Hans Leisegang. 1923 war auch ein wichtiges Jahr für die mystisch-irrationalistischen »Okkulten«: Max Dessoir (»Vom Diesseits der Seele«), E. Barthel (»Lebensphilosophie«) oder Manfred Kyber (»Einführung in das Gesamtgebiet des Okkultismus«). An kosmisch-mystischen, tiefenpsychologischen oder ästhetizistischen Beiträgen herrschte in Deutschland zu dieser Zeit wirklich kein Mangel. Gewiß: die Hoffnungen auf eine Revolution in Mitteleuropa hatten sich verflüchtigt, das Aufkommen des Faschismus (1922: Mussolinis »Marsch auf Rom«; 1923: Hitler-Ludendorff-Putschversuch in München; Horthy-Diktatur in Ungarn; Militärdiktaturen in Spanien, Bulgarien und Chile) war die Antwort der kapitalistischen Bourgeoisie auf die Sowjetmacht, auf die wachsenden sozialen Spannungen und auf die innere Zerrüttung des kapitalistischen Systems. Umso nötiger war es deswegen für all diejenigen, die — in der Theorie oder in der politischen Praxis — sich an die Seite der sozialen Revolution schlugen, einen klaren, nützlichen und konsequenteren Beitrag dazu zu leisten. An wen wendet sich aber der junge Bloch, welche Leser hat er sich damals für seine Bücher vorgestellt, ja gewünscht? Schwebte ihm vielleicht nur die enge *Ingesinde* Gottes, die kleine »Kirche von Philadelphia« vor, die Gott »vor der Stunde der Prüfung, die über den ganzen Erdkreis kommen wird« (Off. 3.10), bewahren will? Wenn es so wäre, dann muß der junge Bloch ein wahrhaft irreales Potential an »Messianismus« bei seinen Lesern vorausgesetzt haben. Bloch, der für viele als der größte Marxist überhaupt gilt, bleibt für alle unzugänglich, die jede Form von religiöser Inbrunst und ekstatischer Mystik entschieden ablehnen. Für Bloch gilt in ganz besonderem Maße das biblische Wort: Du würdest mich nicht suchen, wenn Du mich nicht schon gefunden hättest. Die Rabbiner-Emphase des jungen Bloch, seine ständige und rein rhetorische Anrufung eines »Gottes«, dessen persönlich-objektive Setzung für ihn absurd, ja reaktionär ist, der — selbst von vielen eingeschworenen Blochianern mit Befremden quittierte — Rekurs auf orientalische »Weisheiten« wie die Seelenwanderungslehre (s. »Geist der Utopie«, S. 321 ff.), das alles wirkt gespreizt und unecht. Ist es wirklich »sozial-revolutionär«, im Europa des Jahres 1923 von unserer »im geheimen schwingenden Herrlichkeit« und von unserem »verborgenen Götterdasein« zu reden (ebd. S. 48)? Bloch hält in dieser Zeit Marxismus und Religion für das »Äußere« und das »Innere«;

jener ist die »Entlastung«, diese der »Geist«, und beide münden in einen gemeinsamen Strom: »die Seele, der Messias, die Apokalypse« (S. 346). Es kann den Leser nicht mehr wundern, wenn er erfährt, daß diese tiefschürfenden Gedanken von einem Passus aus dem »Buch Sohar« angeregt sind; dieses Buch ist sicher keine Pflichtlektüre für revolutionäre Arbeiter und Intellektuelle und auch kein Buch, aus dem man unbedingt Richtlinien für die Lösung der ideologischen und politischen Probleme unserer Epoche ziehen könnte (10). Diese Anspielung auf das »Buch Sohar« ist aber für die »gottbeschwörende Philosophie« Blochs in dieser Zeit typisch, da sie um den kabbalistischen Begriff der *Schechina*, der der Welt *einwohnenden* Göttlichkeit kreist. Diese Philosophie schwebt wirklich »äonenweit« über dem harten Boden der historisch-politischen Realität, jenseits von Raum und Zeit, also utopisch und uchronisch zugleich. Bloch, ein »Philosoph für Philosophen«, ist auch ein Prophet im Niemandsland. Seine unumstrittene Größe und Bedeutung, die mit der Zeit wachsen sollten, haben nichts an diesem Schicksal ändern können. Blochs Stimme wollte mehr sein als die des Täufers Johannes, die in der Wüste rief: er wollte *vox tonantis in deserto* sein, die Stimme, die in der Wüste dröhnt. Seine Worte aus »Geist und Utopie« (S. 157) sind ein stolzer Beleg dieses herrischen, selbstgerechten Sendungsbewußtseins: »Wer es kann, darf so schreiben, wie ihm beliebt. Kräftig geht hier alles auseinander zugunsten dessen, der innerlich muß«.

Die von mir benutzten Ausgaben sind: »Durch die Wüste. Frühe kritische Aufsätze«, edition suhrkamp Nr. 74, Frankfurt/Main 1964. »Geist der Utopie«, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 1964.

(1) Bloch spielt hier verstohlen zwar aber eindeutig auf ein Buch des Averroes an. Dieses Werk, das zu den sogenannten »originalen« oder »eigenen« des Philosophen aus Córdoba gehört (und zwar im Gegensatz zu den Kommentaren und zu den naturwissenschaftlichen Werken), trägt den arabischen Titel *Taháfut al-Taháfut* (lat. *Destructio destructionis*) und ist eine harte Kampfschrift gegen Al-Gazali und seinen (rund hundert Jahre vorher formulierten) Versuch, die Philosophie der Theologie unterzuordnen. Es dürfte wohl als sicher gelten, daß Bloch dieses Werk des Averroes zur Entstehungszeit dieser Aufsätze nicht direkt gekannt hat und den Titel sozusagen »aus zweiter Hand« zitiert. Als mögliche Quelle könnte das Buch von M. Horton »Die Hauptlehren des Averroes nach seiner Schrift: Die Widerlegung des Gazali« (1913) gelten. Nach meinem Wissen besorgte M. Bouyges im Jahre 1930 die erste kritische Ausgabe vom »Taháfut al-Taháfut«. Selbstverständlich gab es schon damals auch andere Bücher über Averroes, die Bloch sehr wohl hätte lesen können (z.B. T. J. de Boer, »Die Widersprüche der Philosophie nach Al-Gazali und ihr Ausgleich durch Ibn Roschd«, 1894 oder A. Farah, »Averroes und seine Philosophie«, 1903), sowie die gängigen Enzyklopädien und Nachschlagewerke.

(2) Offenbarung 3, 14-16.

(3) Leo Trotzkij, »Literatur und Revolution«. Nach der russischen Erstausgabe von 1924. Übersetzt von Eugen Schaefer und Hans von Riesen. Gerhardt Verlag, Berlin 1968, S. 215.

(4)Vgl. Hans Heinz Holz, »Logos spermatikós. Ernst Blochs Philosophie der unfertigen Welt«, Luchterhand, Darmstadt und Neuwied 1975, S. 40.

(5) Vgl. »Thübiner Einleitung in die Philosophie I«, Suhrkamp, Frankfurt 1964, S. 172 ff.

(6) I. Kant, »Opus postumum«, in: »Gesammelte Schriften«, hrsg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 1902-1941, Band XXI, S. 42.

(7) Vgl. Charles Renouvier, »Uchronie. L'Utopie dans l'Histoire«, Paris 1876.

(8) Siehe z.B. Erwin Lendvai, »Ernst Blochs 'Geist der Utopie'«, zuerst in »Sozialistische Monatshefte«, Jg. 1919, S. 842 f., heute abgedruckt in: »Ernst Blochs Wirkung«, Frankfurt/Main 1975, S. 13-15. Peter Erwin Lendvai (1882-1949) war ein ungarischer Komponist, der bei Giacomo Puccini in Mailand studiert hatte. Nach langer Tätigkeit als Musiklehrer und Chorleiter in Deutschland emigrierte er 1933 nach Großbritannien. Die ätzende Kritik Lend-

vais gegen Bloch ist deswegen besonders interessant, weil er selbst der klassizistisch-neuromantischen Musikschule angehörte.

(9) So sagt z. B. Tibor Hanák — gewiß kein Marxist —: »Am Anfang der philosophischen Entwicklung Ernst Blochs findet man kaum Anzeichen dafür, daß die materialistische Philosophie oder die sozialen Bewegungen und die Politik der damaligen Zeit ihn besonders interessierten« (Vgl. »Die Entwicklung der marxistischen Philosophie«, Reihe »Die philosophischen Bemühungen des 20. Jahrhunderts«, Wiss. Buchgesellschaft, Darmstadt 1976, S. 214).

(10) Bloch bezieht sich auf ein altes Manuskript des Sohar, ohne weitere Angaben. Mir ist es nicht gelungen, den von Bloch zitierten Passus im Text des Buchs »Sohar« zu finden (Vgl. »Der Sohar. Das heilige Buch der Kabbala«, Nach dem Urtext herausgegeben von Ernst Müller, Wien 1932, der freilich nur ausgewählte Texte aus dem »Sohar« bietet).

(...)
Sollten wir
an Tränenpfützen
trüb erschlaffen?

(...)
Während man so
seine Tage verlebt,
mancherlei
sudlige Muschelgirlande
rauh
an unsere Flanke
sich klebt

(...)
Mir bangt
man könnte
und Heiligenschein
mit Strahlengeflecht
das einfach und edel
weise Haupt
verdecken
menschlichen
Leninschen
Riesenschädel.

Niemals möge
Wallfahrt,
Weihrauch,
breiter Huldigungen
förmliches Statut
überschwemmen
- wie ein süßliches Tedeum -
Lenins grades Herz
mit einer Salbölflut.

Für ihn zittre ich
wie für mein Augenlicht,
dass ihn nie
verniedliche
die Kunst der Zuckerbäcker

(...)
aus: Wladimir Iljitsch Lenin (Der Russischen Kommunistischen Partei
gewidmet) von Wladimir Majakowski, 1924, (dt.: Hugo Huppert)

Uwe Timm

Der Lauschangriff

Hörspiel

1. Teil

A: Lauschprotokoll Nummer II-5837/94-A-1 (Pause) eins, zwei, drei, vier.

B: Wollen Sie mal reinhören?

A: Ja. Kontaktposition eins.

Ton: Stille.

B: Nichts.

A: Dreh mal auf. — Weiter!

Ton: Langsam wird ein eigenümliches Brummen hörbar.

B: Was ist denn das?

A: Tja, rat mal.

Ton: Das Brummen hört auf. Ein Kratzen, Schaben, dann ein ungeheuerer Knall. Ein dröhnelndes Husten. Dann wieder das surrende Brummen.

B: Weiß nicht.

A: Ist der Fahrstuhl. Kannste durch die Wohnungstür hören. So — jetzt geh mal auf Kontaktposition zwei.

Ton: Sehr fern: Verkehrslärm.

A: Ist das Wohnzimmer. Und jetzt Kontaktposition drei.

Ton: Ein gleichmäßiges Summen, darüber ein Klappern.

A: Dreh auf! (Das Geräusch verstärkt sich.) Weißt du, was das ist?

B: Nee.

A: Der Eisschrank. Und jetzt mal rüber auf Position vier.

Ton: Das Ticken einer Uhr.

A: Mehr Saft!

Ton: Das Ticken der Uhr jetzt sehr laut, und etwas leiser ist ein gleichmäßiges Atmen zu hören.

A: Hörste. Das ist er. So, und jetzt geh mal auf fünf.

Ton: Stille.

A: Is das Klo. Geh mal auf zwei.

Ton: Stille. Ferner Stadtverkehr.

B: Ist da niemand?

A: Ich hör nix. Geh mal auf vier.

Ton: Lautes Ticken der Uhr. Etwas leiser das Atmen. Dann, plötzlich, ein enormes schepperndes Klingeln.

A: Verdamm! Runter! (Geräusch wird leiser) Wahnsinn. Sowas. Daß der noch son Wecker hat. Mensch Meier. Hat er genau draufgestellt.

B: Ich denk, das Mikro sitzt am Heizungskörper.

A: Ach was. Längst überholt. Der Trick is schon beim Besteigen der Arche Noah als veraltet zurückgewiesen worden. Greift doch inzwischen jeder sofort hin.

B: Hörn Sie mal!

Ton: Gähnen. Rascheln. Kratzen. Jemand schnaubt sich kräftig und sorgfältig die Nase aus.

A: Aha. Morgenstunde hat Gold im Munde.

B: Wieviel sind denn da drin?

A: Keine Ahnung. Müssen wir raushören. Fest steht schon mal: da sind keine Kinder. Kinder sind bei unserer Arbeit das Schlimmste. Nimm mal alle Positionen simultan!

Ton: Aus den jetzt diffusen Geräuschen hebt sich plötzlich das Rauschen von Wasser heraus, das mit einem anfänglich dumpfen Hall in einen Kessel läuft.

B: Der stellt sich jetzt Wasser auf. Ist das überhaupt ein Mann?

A: Ja.

B: Und was macht er? Ich mein beruflich.

A: Weiß nicht.

B: Aber Sie waren doch in der Wohnung.

Ton: Das Puffen, wenn sich die Gasflamme entzündet. Der satte Klang der Eisschranktür.

A: Also beim Außendienst duzt man sich. So. Ich war drin, hab aber nur die Mikros angebracht. Sichtung der Wohnung machen die Kollegen der Abteilung D. Geh mal auf Position fünf.

Ton: Stotterndes Plätschern.

A: Ja. Ja. Auch der Zahn der Biberrate vermag nichts gegen eine Morgenlatte.

Ton: Das Rauschen eines Wasserklosets. Schlürfend läuft Wasser nach.

A: Sitzt millimetergenau.

B: Wo denn?

A: Am Klosettsockel. Unter der Porzellankrempe.

B: Warum gerade da?

A: Erfahrungswerte. Die Profis besprechen sich immer im Bad. Zugleich lassen sie die Dusche laufen. Setzen sich dann meist aufs Klo.

Ton: Ein entsetzlicher Schrei. Ein Urschrei.

B: Was is! Mensch!

A: Wahnsinn.

B: Da ist doch was passiert.

A: Verbrüht. Vielleicht.

B: Oder ist da doch noch jemand? Vielleicht kämpfen die.

A: Sei mal ruhig!

Ton: Keuchen.

B: Herzversagen.

Ton: Keuchen.

A: Nee, im Gegenteil.

Ton: Keuchen.

B: Muß dann doch noch eine Frau drin sein.

A: Wahrscheinlich, nich.

B: Haben wir aber nichts gehört. Hätten wir doch hören müssen, mein ich. Die hätten doch irgend etwas reden müssen. Vorher, mein ich.

A: Hast du ne Ahnung!

B: Aber man müßte doch irgendwie auch die Frau hören. Jetzt, ist doch komisch — so stumm.

A: Na und? Die is noch halb im Schlaf. Zieh mal hoch. Mehr Saft!

Ton: Ein einsames Keuchen, das langsam lauter wird, bis es zu einem schrillen Pfeifton im Gerät kommt.

A: Runter. Mensch Meier. Das hört der doch nebenan. (Pause. Keuchen.) Diese Intelleken. Saufen. Vögeln und klopfen Sprüche. An dem Aku angeschlossen, vögleit Fickfack unverdrossen.

B: Woher wissen Sie denn, daß das ein Intellektueller ist?

A: Du! Im Außendienst immer: du. Innendienst: Sie. Ganz bürokratisch. Also ich seh das sofort. Möbel. Klamotten. Is ein Typ, der getrödelte Klamotten trägt. Alt aber teuer, verstehst du. Kommen wir mit unseren neuen Ninoflex-Mänteln nich mit.

B: Wenn der nun einen Herzanfall gehabt hätte, was hätten wir denn dann gemacht?

A: Das wärn Hammer. (Lacht.) Polizei angerufen. Anonym. (Lacht.) Beim Herzanfall schreiste nich so. Was is das?

Ton: Trampeln. Erschütterungen. Da springt und läuft jemand auf einem knarrenden Parkettboden.

A: (Lacht.) Na sowas. Haben wir den schon bei ner saftigen Morgennummer gehört, dabei is er aufm Trimmpfad in der guten Stube. Siehste. Das is das Dolle am Außendienst. Immer ne Überraschung fällig.

B: Der soll jetzt mal langsam zur Sache kommen. (Pause.) Warum wird der überhaupt observiert?

A: Was weiß ich.

B: Sie wissen das nicht?

A: Nee. Sag ich doch.

B: Was. Wir sitzen hier rum, horchen und wissen gar nicht warum. Das hat doch gar keinen Sinn.

A: Also, hör mal zu. Das hat schon seinen Sinn. Mußte dir nicht den Kopf zerbrechen. Die im C wissen genau warum. Das hat seinen guten Grund, daß wir das nich wissen. Wenn man nämlich nichts weiß, hört man genauer hin. Unvoreingenommener, verstehste. Und dann wissen die oben doch nicht, ob wir clean sind. Verlassen kannste dich in unserem Beruf auf niemand, nich mal auf dich selbst. Is ne Faustregel. Weißt du nix, kannste auch nie in Versuchung kommen. Verstehste. Zahlemann und Söhne. (Pause.) Wie bist du eigentlich zu uns gekommen?

B: Durch die Berufsberatung.

A: Berufsberatung?

B: Ja. Ich wollte eigentlich Lehrer werden. Physik und Deutsch. Momentan ist aber alles voll. Einstellungsstopp. Da haben sie mich auf dem Arbeitsamt gefragt: Sind Sie technisch interessiert? Hab ich ja gesagt. Können Sie zwischen den Zeilen lesen? Klar. Soll ich Taxi fahren? So kam das. Jetzt mach ich mein Praktikum.

A: Also höhere Laufbahn. (Pause.) Biste zum ersten Mal auf Außendienst?

B: Ja.

A: Hat sich in den letzten Jahren vieles geändert. Kommen alle von der Uni, die Neuen. Akademikerschwemme. Wir kamen aus der Praxis. Wehrmacht, dann Polizeidienst. Und zwar Streife. Nix im Auto, alles zu Fuß, mit dem Hund an der Leine. Hatten gute Kontakte zur Bevölkerung. Heute weiß ein Kind doch gar nicht mehr, wasn Schupo is. (Schritte.) Dann hab ich mich freiwillig gemeldet. Aus Intresse und Überzeugung. Tja. (Von nebenan hört man ein feines Rattern.) Und jetzt kommt der Nachwuchs über die Berufsberatung. Aber immerhin: Noch expandieren wir.

Ton: Ein eigenständliches feines Rattern.

A: Weißte, was das is?

B: Nein.

A: Der putzt sich die Zähne. Elektrisch. Ist ein altes Modell.

Ton: Rattern, Gurgeln.

A: Jedenfalls hat er kein Gebiß.

B: Woher wissen Sie das?

A: Hör ich. Haben sie das Gebiß drin und bürsten elektrisch, klingt es ein wenig dumpfer. Mit der Zeit kriegste ein feines Gehör für Nuancen im Alltag.

B: Gut. Aber müssen wir uns darum die ganz Morgentoilette von dem anhören?

A: Nu mal ruhig. Ruhe gehört zum Beruf. Da geht nix hopp hopp. Haben die Leute ganz falsche Vorstellungen von unserer Arbeit. Mußt dich in Geduld üben. Das ganze Berufsbild is verdorben durch diese James-Bond-Filme. Vorn paar Jahren wollten lauter Umsteiger zu uns. Manager, Advokaten, Speditionskaufleute. Junge Stenze, die dachten, sie könnten bei uns mit nem Ballermann rumlaufen und die blonden Weiber stemmen. Nix da. Kleinarbeit. Saubere Kleinarbeit. Und verdammt mühselig. Und dann, oft, kommt nix raus. Oder nur son kleiner Industriespion. Von der weiten Welt keine Spur. Nur durch die Terrorszene is ein frischer Wind reingekommen. Aber sonst. Obwohl die Arbeitsbedingungen sich enorm verbessert haben. Wir zum Beispiel, nich, sitzen im Trocknen und lassen die Technik für uns arbeiten. Früher war das ganz anders. Wurde man voll gefordert. Auch körperlich. Machste dir keine Vorstellung. Anfang der Fünfziger hatte ich mal einen Fall in Bonn. Mußte einen Abgeordneten observieren, damals noch schwer linkslastig, später Minister. Name is Berufsgeheimnis. Ich saß vor seiner Wohnung in einem Luftschacht. War mit Blech ausgeschlagen. Und ich saß in sonem Knick. Ganz eng, die Beine angezogen, die Knie fast an den Ohren. Und dann im Winter. Eiskalt. Sechs Grad minus. Und das zog wie Hechtsuppe in dem Schacht. Mußten mich die Kollegen von der Ablösung rausziehen und regelrecht entknoten. Tatsache. Sechs Tage Einsatz. Seitdem hab ich einen chronischen Blasenkatarrh. Eine Berufskrankheit. Und dann ...

Kaminski: (aus der Wohnung nebenan) Scheiße!

Ton: Gluckern. Schluckgeräusche.

A: Jetzt frühstückt er. (Pause.) Heute, mit dieser Technik, is das nur noch heiteres Beruferaten.

Ton: Telefonklingeln.

A: Endlich! Los! Ringschaltung!

Kaminski: Kaminski.

Stimme 1: Helmut. Wie gehts dir. Ich hoffe, ich hab dich nicht aus dem Bett geholt.

Kaminski: Nein, nein. Und wie gehts dir.

Stimme 1: Gut, soweit die Floskel reicht. (Lacht.)

Kaminski: Hast du das mal prüfen können mit dem Tschüs?

Stimme 1: Ja. Ich hab nachgesehen. Also: Das Tschüs ist nicht aus dem spanischen Adios von Österreich über Süddeutschland in den Norden gekommen, sondern es kommt im norddeutschen Raum von dem französischen Adieu. Das ist nämlich im 18. Jahrhundert mit dem Französischen in den Norden gekommen und wurde dort von dem Plattdeutschen zu dem mundgerechten adjü und adjüs gemodelt, und langsam wurde daraus schüß und tschüß. In Mecklenburg, und nur dort, hat sich noch die Form adschüß erhalten. Tschüs hat also zwei Wurzeln: Im Süden kommt es aus dem spanischen Adios und im Norden aus dem französischen Adieu.

Kaminski: Interessant. Das hilft mir weiter. Gut. Sag mal, ich bin momentan sehr klamm, kannst du vielleicht. Ist noch kein Geld in Sicht. Hab von Bollnow nichts gehört, und der KL ist ja ganz abgetaucht.

Stimme 1: (kurze Pause.) Tausend könnt ich dir geben. Mußte sie aber in spätestens zwei Wochen wiederhaben. Wenn dir das hilft.

Kaminski: Ja doch. Danke. Durch steten Tropfen wächst der Stalagmit. Kann ich abends vorbeikommen?

Stimme 1: Wenn du kannst, besser sofort. Ich fahr nämlich nachher. Komm erst Montag zurück.

Kaminski: In einer Stunde bin ich da. Reicht das?

Stimme 1: Ja. Bis dann.

Kaminski: Tschüs!

Ton: Das Telefon wird aufgelegt. Starkes Niesen von Kaminski.

A: Gesundheit!

B: Interessant nicht, was der über den KL sagte: abgetaucht. Und merkwürdig diese Etymologie von Tschüs.

A: Vielleicht ein Code. Weißt du, was ich am interessantesten fand?

B: Die Sache mit dem Geld?

A: Nein. Der Hinweis auf Mecklenburg.

B: Vielleicht ist er Germanist.

A: Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Abwarten und Teetrinken.

Ton: Ein Knabbern wie von Mäusen. Dann Schlürfen und Schluckgeräusche.

A: Knäckebrot.

B: Wo haben Sie — du — die Wanze angebracht?

A: Wanze is Journaille. Mikro. Also hinter dem Küchenbord. Küche ist besonders kitzig für Lauschaktionen. Hängt vom jeweiligen Objekt ab. Am schlimmsten Familien, wo Frauen nicht arbeiten, also den ganzen Tag in der Wohnung rumpützschern. Da biste vor nix sicher. Glaubste gar nicht, wo die überall Staub wischen. Gottlob setzen sich unsere Lauschobjekte meist aus Personenkreisen zusammen, bei denen nur selten Staub gewischt wird.

Ton: Papierrascheln. Dann die Stimme von Kaminski.

Kaminski: Nicht nur. Nein. Recherche ist nicht alles. (Pause.) Die Leerstellen, die sind interessant. (Pause.) Ja, für Sie, natürlich. Wenn man da überhaupt natürlich sagen darf. (Pause.) Welche Botschaften. Was wollen Sie für Botschaften. Die sind doch so flach wie die Nordseestrände. (Pause.) Bei den Plattfüßen, bitte.

B: Was redet der. Diktiert er?

A: Pscht!

Kaminski: Aussage, wenn ich das schon höre. (Pause.) Sie lesen, aber wie. (Pause.) Genau das wollte ich nicht. (Pause.) Bitte dann eben nicht. (Schreit.) Sie glauben, sie haben mich in der Hand. Aber ich sage Ihnen eins. Sie sind ein Arsch, ein Arsch mit Ohren, ein riesengroßer Arsch von Cerutti verkleidet. (Lacht grell.) Ja, da staunen Sie, was.

A: Der führt Selbstgespräche. Die wärn für uns natürlich am interessantesten. Wüßten wir gleich, was los is. Nur mußte man in den Kopf reinhören können. Da komm wir noch nich ran. Noch.

Ton: Schritte.

Kaminski: Das könnte Ihnen so passen. (Pause.) Ein Lexikon der Träume. (Pause.) Yankee tar thinks upon more peaceful days, when with harpoon in hand out to hunt the whale.

Ton: Ein reibendes Geräusch. Kaminski reibt sich die Hände. Dann ein Summen. Kaminski pfeift die Melodie des Vogelhändlers. Dann beginnt ein Knattern.

B: Was is das?

A: Stalinorgel.

B: Was?

A: Mann in der Tonne. Eine Schreibmaschine. Elektrisch.

Kaminski: Scheiße! (Stille)

A: Jetzt pinselt er.

B: Was?

A: Hat sich vertippt. Ist der Typ des Pinselers.

Ton: Klack. Dann wieder das Knattern.

A: Siehste. Is der Typ, der pinselt. Einige nehmen Tipp-Ex, der hier pinselt.

B: Und der Unterschied?

A: Eine Charakterfrage. Beim Pinseln mußte einen kühnen Strich haben. Beim Tipp-Ex mußte summeln und schieben. Die Pinseler haben was Genialisches. Weiß ich, seit der Spiegel-Aktion 62. Wußte man sofort beim Lesen der Artikel: Das ist ein Pinseler, das ein Exer.

Ton: Knattern der Schreibmaschine. Pause. Klack. Knattern.

A: Ja. Eindeutig. Schreibt zehnfinger, blind.

B: Aber was?

A: Was?

B: Was schreibt er. Das ist doch wichtig.

A: Klar. Aber jetzt können wirs ja nicht sehen, nicht. Kümmern sich später die Kollegen von der Sichtabteilung drum.

B: Ist der Journalist?

A: Wahrscheinlich. Fürn Wissenschaftler schreibt er zu schnell. Journalisten, das is ne sehr ergiebige Berufsgruppe für uns. (Lacht.) Gabs die nich, müßten wir Planstellen streichen. (Stille.)

Kaminski: (brüllt.) So ein Scheiß. So ein verdammter Scheiß. Es stimmt nicht. Es stimmt einfach nicht. Es stimmt so nicht. Nein. Mist.

Ton: Ein Bogen Papier wird aus der Maschine gefetzt und zerknüllt. Dann ein Knall... Trommeln. Offenbar bearbeitet Kaminski die Tischplatte mit den Fäusten. Es dröhnt.

Kaminski: Ahh. Verflixt.

Ton: Schritte. Rascheln. Schritte. Eine Tür wird zugeschlagen.

A: Weg is er. Ganz schön jähzornig, was.

B: Und jetzt?

A: Mach dir keine Sorgen. Die Kollegen draußen behalten ihn im Auge. So. Wir machen jetzt erstmal Pause. Stell die Automatik ein.

Ton: Papierr ascheln.

A: Haste nix dabei? Kriegste ne Stulle von mir. Kaffee? Geht doch nix über ne Thermosflasche. So. Stell ab!

2. Teil

Ton: Mechanisches Piepen.

A: Eins, zwei, drei. Ton ab.

Ton: Brummen. Kratzen. Schaben. Ein Knall. Schritte. Schlüssel im Schloß. Tür auf, wieder zu. Alles sehr laut. Rascheln. Husten. Schritte. Plötzlich, sehr laut Musik. (Tristan — Ouvertüre.)

A: Jetzt wirds spannend. Paß auf. Geh mal auf drei. (Dröhnende Musik.) Aha! Sieh an, hat auch da einen Lautsprecher. Los, müssen wir filtern. Vier! (Musik)

B: Ist da noch jemand?

A: Keine Ahnung.

Ton: Musik wird plötzlich leiser, dumpf und gequetscht. Hörbar wird ein Vibrieren.

B: Liegt das am Filter?

A: Pscht! (Geräusch wie oben.) Nein, das ist der Eisschrank.

Ton: Musik, verzerrt und dumpf. Die Eisschranktür fällt zu. Plätschern.

Kaminski: Prost!

B: Ist doch noch jemand da.

A: Pscht! Warte mal!

Ton: Die gequetschte Tristan-Ouvertüre. Nicht deutbares Schleifen. Schritte. Scheppern. Dann plötzlich eine Frauenstimme.

Stimme 2: (weiblich) Du verstehst es einfach nicht. Das sind andere Gefühle und Empfindungen. Und das ist nicht vergleichbar.

Stimme 3: (männlich) Man fängt aber immer mit einem Knoten an. Den Knoten hält man auf der Nadel mit dem Daumen und dem Zeigefinger der linken Hand fest.

B: Da! Noch einer.

A: Pscht!

Stimme 2: Du empfindest eben anders, ganz anders, wie soll ich sagen, das hat immer einen Zweck, ein Ziel, ja, überhaupt, das ist der Unterschied, daß alles immer ein Ziel hat, immer Absicht, und sich nicht mehr überraschen lassen, einfach so mal dem Zufall ausliefern ...

Stimme 3: Die Nadel muß man in die rechte Hand nehmen. Der Faden wird zwischen dem kleinen Finger und dem Ringfinger der rechten Hand gehalten. Man nimmt den Faden A mit dem Zeigefinger der rechten Hand und schlingt ihn um die Nadel. Man läßt die Nadel gleiten und ergreift den Faden A, um ihn durch die Schleife B zu ziehen ...

Stimme 2: ... zum Beispiel, wenn ich jemand berührte oder so, nicht, dann ist das einfach schön, die Haut streicheln, dann denk ich nicht, den will ich haben, das Streicheln ist schön ...

Stimme 3: ... und jetzt geht man wiederum durch die mit dem Faden A erhaltene Schleife oberhalb B. Man läßt den Knoten los und zieht am Faden C, ohne zu drücken.

B: Ohne zu drücken. Wovon redet der. Das ist ja wie im Tollhaus.

A: Hör doch mal zu! Der Faden, der Faden, das ist der Schlüssel.

Stimme 2: (hat gesprochen, während des Wortwechsels von A und B) Du verstehst es nicht — nein laß mich ausreden — vielleicht willst du, aber du kannst nicht. Du verstehst nicht, daß diese ewig grapschenden Hände brutal sind, immer gleich ans Ziel, an die Brust, zwischen die Beine, wie von einem Computer gesteuert.

Stimme 3: ... man nimmt nun wieder den Faden zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand, schlingt den Faden um die Nadel ...

Stimme 2: ... übrigens Hunde haben einen Knochen im Penis. Das fehlt dir noch, der Knochen im Penis ...

Stimme 3: ... läßt die Nadel gleiten und ergreift den Faden A, um ihn durch die Schleife B zu ziehen ... (ein Knacken.)

Kaminski: (verzweifelt) Scheiße. Scheiße. Scheiße. (Stille.)

B: Was ist denn jetzt los?

A: Ja, sonderbar.

B: Das gibt doch alles keinen Sinn.

A: Vielleicht der Faden, der Faden könnte es sein. Der könnte auf die Spur führen.

B: Und was?

A: Hab da meine Vermutung. Nich Mecklenburg. Eher Terrorszene.

B: Warum sind die so still? Quatschen erst, daß die Elektronik stöhnt und jetzt nichts mehr.

A: Abwarten. Hör mal.

Ton: Schlurren. Schleifen. Zwitschern.

Stimme 2: ... sich nicht mehr überraschen lassen, einfach so mal dem Zufall ausliefern ...

Stimme 3: Die Nadel muß man in die rechte Hand nehmen. Der Faden wird zwi-

schen dem kleinen Finger und dem Ringfinger ...

B: (spricht über den Text) Das haben wir doch schon mal gehört.

A: Ja. Mann in der Tonne. Sowas. Mensch Meier.

Ton: Das Band läuft vor, jetzt aber so, daß man die Stimmen hört, in rasender Geschwindigkeit reden sie wie die Mickymäuse.

B: Ich versteh überhaupt nichts mehr. Ist das ein Tonbandamateur?

Stimme 2: ... Hunde haben einen Knochen im Penis ...

B: Was soll das? Was sucht der?

Ton: Zwitschern der Stimmen.

A: Wir sitzen hier nicht ohne Grund. Kannst mir glauben.

Stimme 3: ... geht wiederum durch die mit dem Faden A erhaltene Schleife oberhalb B ... (Stimmengewitscher)

B: Das ist doch irrwitzig: Faden A, Schleife oberhalb von B. Der soll da durchgehen. Absolut sinnlos.

A: Nee, mein Lieber, das hat schon seinen Sinn. Verstehste eben nur, wenn du das als konspirativen Text liest. Man geht durch die mit dem Faden A erhaltene Schleife oberhalb B. Verstehste. Istn Code. Vielleicht ein Waffenlager. Mußte nur rauskriegen den konspirativen Sinn von Faden, Schleife, nich. Aber den müssen die Kollegen von C 2 knacken. Tippen die in ihren Computer und zack kommt ne hochbrisante Botschaft raus. Da schlackerst du nur mit den Ohren.

Ton: Das Gezwitscher der Stimmen hört auf. Eine Telefonnummer wird gewählt.

A: Na endlich. Paß auf. Los, die Ringschaltung!

Ton: Telefontuten.

Stimme 2: (weiblich) Sommerfeld.

Kaminski: Sabine. Hier ist Thomas. Kannst du reden?

Stimme 2: Er ist nach Berlin. Heute morgen.

Kaminski: Wie geht es dir?

Stimme 2: Beschissen. (Pause.) Dieser Nieselregen. Wenn es wenigstens richtig regnen würde. Aber so. Paßt halt alles zusammen. Kommt eins zum anderen.

Kaminski: Hast du mit ihm geredet?

Stimme 2: Versucht. Hört gar nicht hin. Versteht nur, was er verstehen will. Ich halt das alles nicht mehr aus. Der hört gar nicht mehr zu, sieht an den Augen. Ich hab das gestern schon dem Lang gesagt. Sagen Sie es ihm doch, hat der gesagt. Hab ich schon. Schweigt er. Manchmal frag ich mich, will der mir überhaupt helfen oder nur mein Geld. Hab in der letzten Zeit überhaupt meine Zweifel an den Analytikern. Sitzen da und sagen nichts, aber es klingelt in der Kasse. Ich hör das richtig klingeln. Hörst du mir überhaupt zu?

Kaminski: Ja. Ja, natürlich. Es müßte sowas geben wie einen Warentest für Psychoanalytiker.

Stimme 2: Weißt du, ich hab immer mehr das Gefühl, daß sich alle an mich hängen. Ganz schamlos. Irgendwie wollen alle was von mir. Du, der Sommerfeld, der Bruno, mein Analytiker, meine Schwiegermutter, meine Mutter. Für Bruno bin ich nur noch als Blitzableiter da. Kommt nach Hause, wälzt sich, brüllt rum, will das nicht essen und jenes nicht, heult, dann verletzt er sich unentwegt. Der braucht bloß vom Stuhl aufzustehen und hat auf rätselhafte Weise eine Beule am Kopf. Sagt die Lehrerin: Bruno ist in der Schule so aggressiv. Was soll ich machen, sag ich. Auf ihn eingehen, sagt sie. Großer Gott, auf ihn eingehen. Noch mehr. Wie das. Und Sommerfeld kommt vom Flughafen und sagt mit seiner brüllend guten Laune: Laß mal, der Bruno macht's schon.

Kaminski: Ich würd dich gern sehen. Magst du heute abend nicht herkommen?

Stimme 2: Nein. Ich mag nicht. Heute nicht. Ich bin nicht in der Stimmung. Und

dann auch noch diese Scheiß-Herpes. War doch noch offen. Sommerfeld hat es jetzt auch. Und wundert sich. Das brennt und brennt.

Kaminski: Ja, das geht rum. Kann man nichts machen.

Stimme 2: Kann man nichts machen. Du machst mir Spaß. Natürlich kann man was machen. Du hättest das sagen müssen. Sofort.

Kaminski: Wußte ich zu der Zeit doch auch nicht. Hat doch jeder, inzwischen.

Stimme 2: Ja, auch Sommerfeld.

Kaminski: Komm doch heut abend rüber. Trinken wir einen Wein.

Stimme 2: Nein, ich mag nicht. Ich muß mal allein sein.

Kaminski: Vielleicht nicht schlecht. Ich müßte eigentlich auch was tun.

Stimme 2: Warum rufst du nicht einfach mal so an. Einfach **so**. Um miteinander zu reden. Aber so. Ich bin doch kein Callgirl. Das ist es genau, was ich vorhin sagte.

Kaminski: Ich wollte ja mit dir reden, darum hab ich ja angerufen.

Stimme 2: (lacht gekünstelt) Natürlich, natürlich, aber mit dem Bett im Auge. Nicht. Weißt du, manchmal würde ich am liebsten rausrennen und schreien. Schreien.

Kaminski: Dann schrei doch mal. (Pause.)

Stimme 2: Bruno kommt. (Das Telefon wird eingehängt. Stille.)

Kaminski: Schreien. Schreien. (Schreit.) Schreien.

A: Wie im Dschungel.

B: Die Frau, das war doch dieselbe Stimme wie auf dem Tonband.

A: Genau.

B: Aber müßten wir uns denn den ganzen privaten Kram anhören?

A: Privater Kram? Gerade der is wichtig. Kannste bei den meisten eh nich trennen: Privates und Staatsgefährdendes. Das genau is doch das Problem. Jedenfalls bei den Überzeugungstätern. Und das sind heute die meisten und gefährlichsten. Bei denen is alles verfilzt: Weibergeschichten, staatsfeindliche Umrübe und Beruf. Ein Sumpf, sag ich dir. Kommste nur über die Privatsphäre ran.

Kaminski: Nein. Nein. Nein. (Stille.)

B: Was hat er denn?

Ton: Eigentümliches metallisches Quietschen. Gluckern. Da wird eingeschenkt. Quietschen.

A: Dreh mal auf!

Ton: Schluckgeräusche. Papierrascheln.

A: Auch das noch.

B: Was denn?

A: Jetzt liest er.

B: Woher wissen Sie das?

A: Hör ich sofort. Lesen, das is fürchterlich. Kann dir wirklich den Beruf vergällen. Die Operation abbrechen kannste nich, mußt auf Empfang bleiben, aber hörste nix. Hin und wieder ein Rascheln, wenn die Seite umgeschlagen wird. Zeitung geht noch. Am schlimmsten Bücher. Dauert und dauert. Weißt natürlich auch nich, was er liest. Ganz schlimm, wenn die lachen. Richtig brutal. Hörst die lachen, weißt aber nicht warum. Na ja, wird sich auch ändern. In zwei Jahren kommt Schmidtchenschleicher zum Einsatz.

B: Wer ist das?

A: Ein Schleichbohrer. Haben sie in England entwickelt. Ganz toll. Kannste jede Betonwand durchbohren. Is absolut geräuschlos. Dauert nur lange, sechs bis acht Stunden. Dann haste ein Loch von einem halben Millimeter Durchmesser. Dann wird ein Nadelöhr-Objektiv durchgesoben, vorn mit einer Weitwinkel-Optik. Schiebst du durch die Decke. Ein winziges Loch. Sieht keiner. Und an der Endoskop-

Optik ist ein verstellbarer Spiegel. Kannste in jeden Winkel des Raums gucken. Dann kannst du mitlesen. (Lacht.) Oder wirfst mal den Blick ins Schlafzimmer. Was meinste, wie sich die Kollegen dann um die Einsätze drängeln. Ich bin dann schon in Pension. Leider. Oder Gott sei Dank. Bleibt ja nix mehr für die Phantasie.

Ton: Telefon klingeln.

A: Ringschaltung!

Kaminski: Kaminski!

Stimme 4: Hier ist KL.

Kaminski: (mit viel Begeisterung in der Stimme) KL! Ja grüß dich.

Stimme 4: Na mein Lieber, wie gehts dir?

Kaminski: Ganz gut. Mehr ganz als gut. Na ja.

Stimme 4: Hast sicherlich schon auf den Anruf gewartet, nicht. Der Bollnow war wieder mal nicht da. War auf Reisen. Den mußte festbinden, damit der mal was liest.

Kaminski: Hat er denn?

Stimme 4: Ja. Inzwischen. Ich hab ihn lange treten müssen, bis er sich endlich hingesetzt hat. So zwischen Tür und Angel. War schon wieder auf dem Sprung nach Wien zu einem Vortrag. Ich hab ihm gesagt: Kaminski wartet. Vier Wochen. Das verstößt gegen die guten Sitten.

Kaminski: Und? Was hat er gesagt?

Stimme 4: Na ja. (Räuspert sich.) Er hat gesagt: Interessant. Und dann sagte er, es sei doch schade, wenn dein Stück so lange rumliegt. (Pause.)

Kaminski: Ja. (Pause.) Also, wenn ich dich recht verstehe, bei euch ist das momentan nicht machbar.

Stimme 4: Genau. Wir haben einen unglaublichen Stau. Versuch es doch mal bei einem anderen Sender. Ich hab da keine Bedenken, irgend jemand macht das schon. Nur im Augenblick schreibt alle Welt Hörspiele. Ich glaub, das ist die Wirtschaftskrise. Du kennst ja meine Meinung: Hörspiele, wer hört die noch. Eine kleine auditive Minderheit. (Lacht.) Hab ich auch Bollnow gesagt, aber da war er schon wieder mit einem Bein im Flugzeug und im Nu inmitten Rom und Sansibar. (Lacht.) Also bis dann. Tschau.

Kaminski: Ja. Bis dann. Tschüs.

Ton: Telefonhörer wird aufgelegt. Stille. Kleines Plätschern. Schluckgeräusch. Ein Glas wird ziemlich heftig auf den Tisch gestellt. Schritte. Eine Tür wird geöffnet und zugeworfen.

A: Tja.

B: Der schreibt Hörspiele.

A: Ja. Hab ich auch noch nicht gehabt. Journalisten jede Menge. Hatte mal einen, der schrieb Romane. Son ganz bekannter Name, warte mal. Na, is ja auch egal. Kaminski. Kennste den?

B: Nee. Nie gehört. Aber jetzt wird mir einiges klar. Auch das mit dem Faden und der Schlaufe.

A: Mir nicht. Wieso?

B: Das war kein konspirativer Text. Das war ganz harmlos.

A: Ganz harmlos is sowas nie. Abwarten. Ich hab schon Pferde vor der Apotheke kotzen sehen. Überleg mal. Vielleicht ein ganz genialer Trick. Die senden im Rundfunk diesen ganzen Kappes, warum nicht das mit dem Faden und den Haken und Ösen. Verstehste, die denken, das is Kunst. Tatsächlich hat das aber noch eine ganz andere Bedeutung. Da werden nämlich konspirative Informationen übermittelt. Ganz offiziell und mit öffentlichen Geldern. Die Adressaten können es überall empfangen und dechiffrieren. Da wird Subversives über Radio verbreitet und einige

hocken da und grübeln über den tieferen Sinn.

B: Glaub ich nicht. Das ist doch sehr unwahrscheinlich.

A: In unserem Beruf ist gerade das Unwahrscheinliche wahrscheinlich.

B: Aber das Hörspiel von Kaminski ist doch gerade abgelehnt worden.

A: Na und. Haste doch gehört, nimmt ein anderer Sender. Daß wir hier sitzen, hat seinen Grund, glaub mir. Vielleicht ist in der Leitung jemand genau auf den Gedanken gekommen, und jetzt werden gerade flächendeckend alle Hörspielautoren observiert. Nur so kommst du an gesicherte Werte und kannst jedes Verdachtmoment ausschließen oder kriegst es bestätigt. So. Den haben jetzt die Kollegen an der Leine. Wir gehen auf Automatik. Der kommt so schnell nicht zurück. Wird sich bestimmt kräftig einen reinflöten. Und wir müssen Überstunden schieben. Kannste Doppelkopf? Oder was Feineres: Zank-Patiencce?

B: Ja. Stell mal ab.

3. Teil

Piepton.

B: Eins, zwei, drei. Ton ab.

Ton: Das Geräusch des Fahrstuhls wie vorher. Fahrstuhltür fällt zu mit lautem Knall. Schlüssel im Schloß. Tür auf und wieder zu. Rascheln. Schritte. Rockmusik, sehr laut.

A: Geh mal auf drei und nimm den Filter.

Ton: Die Musik wird leiser, dafür aber dumpf. Schritte, Papierrascheln.

Kaminski: Genau!

Ton: Eisschranktür auf und wieder zu. Rascheln. Klappern. Kratzendes Geräusch (ein Dosenöffner). Eine kleine Explosion (Öffnen einer Bierdose). Kauen. Schlucken.

Kaminski: (mit vollem Mund und kauend) Bratwurstgrillanlage Schwenger. Ein Schwein gibt 10 000 Nürnberger Rostbratwürste. Toll. (Pause, Kauen.) Aber die Belästigung durch den Rauch für die Anlieger. (Kauen) Anlieger. Wieviel Engel haben auf einer Nadelspitze Platz? (Kauen, Trinken, Husten.) Gedankenarbeit. (Kauen.) Genaugenommen hört man doch nur das Rauschen im Kopf. (Kauen, Trinken, Schlucken.) Hört das Rauschen auf, ist das Innen außen, so einfach ist das. (Pause, lacht.) Der Tod ist keine Krankheit. (Ein Zischeln. Offenbar versucht Kaminski, sich die Fleischreste aus den Zähnen zu saugen. Er rülpst.) So ist das. Ja. Genau. Das ist die Metaphysik des Alltags. Sauber! (Pause, Schritte.)

A: Hoffentlich fängt der jetzt nicht noch an zu lesen!

Kaminski: (Schnaubt.) Diese Arschgeige. Dieser faule Sack. (Pause.) Genau das.

A: Der hat ganz schön getankt.

B: Was macht er denn jetzt?

Ton: Ein schabendes Geräusch, so als massiere sich jemand den Kopf.

Kaminski: Sommerfeld hat sein Herpes. (Pause.) Überhaupt. Ich von ihm. Sorum. Was? (Pause.) Daraus wird ein Schuh ... (Pause.) Bruno macht's genau richtig. Bruno zerschlägt sich den Kopf. Der hat die Beulen außen. Ich dagegen. (Kaminski lacht, ein Lachen wie ein Schluchzen.) Das ist das Komplizierte. (Trink- und Schluckgeräusche.) Das andere ist ganz einfach. (Pause.) Ja.

Ton: Papierrascheln.

A: Nein! Bitte nicht! (Stille.)

Kaminski: Als er eine entzündete Warze auf der Stirn allzu heftig kratzte, fing die stark zu bluten an, und er sagte: »Wäre das doch alles!« Dann fragte er nach der

Zeit, und man sagte ihm absichtlich, es sei zwölf Uhr, da er sich vor den Stunden vor Mittag fürchtete. Erfreut, daß die Gefahr schon vorbei sei, eilte er ins Bad.

A: Der soll ins Bett gehen, endlich.

B: Da kommt doch nichts mehr. Der ist ganz harmlos.

A: Harmlos is keiner. Das laß dir sagen nach vierzig Jahren Berufserfahrung. Jeder is gefährdet. Und viele wissens nicht mal.

B: Gut. Vielleicht. Aber warum dieser enorme Aufwand?

A: Also erstmal wissen wir von dem bis jetzt so gut wie nix. Putzt sich die Zähne, macht Morgengymnastik, schreibt und hat Herpes. Das is nich viel. Weißt du, was der schreibt? Mit wem der sonst verkehrt? Was denkt der? Und selbst wenn der clean is, gilt immer noch die alte gute Faustregel: Vorsicht ist besser als Nachsicht.

Darin liegt doch der Wert unserer Arbeit, daß wir vorsorgen. Zum Beispiel die Schwulen, nich. Also ich hab wirklich nix gegen Schwule. Von mir aus solln sie, wie sie wollen. Aber heute fangen die an, Gruppen zu bilden, gehen in die Öffentlichkeit, mehr Recht für hintenrum, ziehen rum mit Transparenten und so, und wer sagt dir, daß die morgen nicht militant werden. Geht plötzlich ne Bombe vorm Familienministerium hoch oder so. Also, is es doch gut zu wissen, wer is schwul, wer von denen is Chemiker, trägt 'ne Brille, wer hat Karies und schon haste eine überschaubare Gruppe von potentiellen Tätern, weil, sagen wir mal, neben der Bombe ein Kaugummi gefunden wurde. Die Daten fütterste dem PIZ ein — Personenidentifizierungszentrale — dann haste schon einen ganz schönen Durchblick. Das is doch das Tolle an der Technik. Kann man sogar Verbrechen im voraus erkennen und verhindern. Also echte Vorbeugung. Man muß doch die Leute vor sich selbst schützen. Immer nach dem Motto: Vorbeugen ist besser als Nachbohren. (Stille.)

Kaminski: Ich bin ich. Nicht Sommerfeld (Pause.) Der Unterschied? (Kleine Explosion vom Öffnen einer Bierdose.) Meine Träume! Meine Wünsche! (Schluckgeräusch.) Kann ich dir sagen: Über die Wüste Gobi fliegen, aber lautlos. Chinesisch sprechen. Nach Krakatau fahren. (Lacht, Schluckgeräusche.) Hab ich gewußt, hab ich gewußt.

B: Krakatau, wo liegt denn das?

A: Keine Ahnung. Hoffentlich kriegt der jetzt bald die Kurve.

Kaminski: (lacht, aber gekünstelt) Das hab ich immer gesagt, immer! Man muß da anfangen, wo die Apparate noch nicht rankommen. Noch nicht. (Wird lauter.) Und auch nicht die Bezirksämter und nicht die Standesämter und die Katasterämter. Den Zerfall steuern, aber lustvoll.

Ton: Rockmusik wird laut aufgedreht. Und dann, plötzlich, abgedreht. Stille.

B: Vielleicht ist der doch nicht so ganz ohne.

A: Was der jetzt quatscht, kannste vergessen. Alles Kappes. Geh mal auf fünf!

B: Muß das sein?

A: Klar. Denkste, wir machen ganz zum Schluß auf dezent. Nee. Kannste dir in unserem Gewerbe nicht leisten. Bist wirklich vor keiner Überraschung sicher.

Ton: Pinkeln. Furzen.

A: Hatten mal einen, der ging vierzehn Tage innen Keller und schaufelte Kohlen um. Wir dachten, der hat einen Sprung in der Schüssel und wollten schon abbrechen, und da, am vierzehnten Tag, kommt es im Kohlenkeller zu einem konspirativen Treff. Mußte dir merken: Alles war schon einmal da, nur kein Damenstehpisssoir. (Lacht.)

Ton: Wasserklosett rauscht.

Kaminski: Ex ponto. (Lacht.) Das ist es. (Scharf) Tretminen! Labiale Explosio-

nien. Den durcheinanderlaufenden Spuren hinterher.

Ton: Schritte. Ein Wecker wird aufgezogen.

B: Merkwürdig. Warum zieht er den Wecker auf?

A: Möcht ich auch mal wissen. Und dann noch son altertümliches Monstrum. Bleiben eben noch viele Fragen. Drch mal auf.

Ton: Ticken der Uhr. Sehr laut.

Kaminski: Wladiwostock und Pompeji: Dazwischen der leere Raum, die Ebenen, durch die man hindurch muß. Und dann die andere Seite. (Lacht.) 10 000 Nürnberger Rostbratwürste aus einer Sau. Nicht schlecht. (Pause.) Feige miese Bürokraten. Eine Bombe drauf!

B: Haben Sie das gehört?

A: Ja. Kannste doch nich wörtlich nehmen. Ist doch voll wie ne Strandhaubitze.

Ton: Sehr laut das Ticken des Weckers. Das Atmen von Kaminski: tief und gleichmäßig.

A: So. Geschafft. Hab mich morgen beurlauben lassen. Muß zum Zahnarzt. Du nimmst die Bänder mit und bringst sie ins Labor. Morgen früh. Die solln das mal auswerten. Und paß auf, daß du sie nicht irgendwo liegenläßt. Weißt ja: Alles war schon einmal da. (Lacht.) So. Schluß für heute!

Piepton.

Es ist viel zuwenig Platz im Bewußtsein. Man ist festgelegt auf die Stelle, auf die die Schläge fallen.
Martin Walser

Nicht Gutes besser — Schlechtes anders machen — SOWJETUNION HEUTE

Die deutschsprachige Moskauer Zeitschrift, *Sozialismus: Theorie und Praxis*, überschreibt die erste Ausgabe des Jahres 86 »Sowjetgesellschaft heute: Tiefe Wandlungen«. Sie stützt sich auf die inzwischen recht bekannten Aussagen Gorbatschows und von ihm Andropows und Tschernenkos, daß die Sowjetunion ihre ökonomischen sowie alle anderen gesellschaftlichen Strukturen korrigieren, weiterentwickeln und zum Teil prinzipiell verändern muß, will sie »die Position des Sozialismus in der heutigen Welt« behalten (Gorbatschow). »Denn entweder meistern wir diese (technische) Revolution, bewältigen ihre Probleme, oder wir werden von anderen Völkern und Staaten überholt und verdrängt!« (F.M. Burlazki, *Sowjetwissenschaft, Gesellschaftswissenschaftliche Beiträge* 6/85).

Bedenkt man, daß bis vor kurzem noch die These galt, nur der Sozialismus könne die Wissenschaftlich-Technische-Revolution, WTR genannt, realisieren, der Kapitalismus dagegen ne, so ist das allein schon eine interessante Veränderung der Theorie.

In der bürgerlichen Presse werden die personellen Konsequenzen der eingeleiteten »Umgestaltungen von wahrhaft historischem Ausmaß« (Gorbatschow) mehr als ihre strukturellen und theoretischen verfolgt; aber in der marxistischen Presse, auch jener, die sich der Sowjetunion besonders verbunden weiß, ist es nicht anders. Die deutschsprachige sowjetische Presse bietet einen viel tieferen Einblick ins Geschehen.

»Seit Mitte der siebziger Jahre wächst die Produktion in den allermeisten Industriezweigen nur noch in dem Maße, wie neue Kapazitäten in Betrieb genommen werden, ja sogar langsam, da ein zunehmender Anteil der

neuen Kapazitäten die ausgeschiedenen ersetzt«, schrieb K. Waltuch in der Zeitschrift Kommunist, deutsch in: *Sowjetwissenschaft* 6/85. Die praktische Seite dieser Stagnation ist z.B. der Mangel an Maschinen und Ausrüstungen, die Rückstellung notwendiger Rekonstruktionen vieler Betriebe der Eisen- und Stahlindustrie, der Rückfall der Produktion hüttentechnischer Ausrüstungen hinter den Bedarf. Die Betriebe werden überlastet mit der Folge, daß immer mehr »Kapazitäten« im Ersatz verlorengehen.

Unter allen technischen Entwicklungen wurde die Computertechnologie fast gänzlich vernachlässigt bzw. blieb in der zivilen Produktion bedeutungslos. J.P. Welichow, Vizepräsident der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, berichtet, daß »auf Grund einiger Schwierigkeiten« sich der Beginn der Massenproduktion von Personalcomputern »wahrscheinlich noch zwei Jahre hinausziehen wird«, daß aber ganz abgesehen von Schulen, Hochschulen und Industriebetrieben selbst die Wissenschaftler in Forschungseinrichtungen gänzlich unvertraut mit dieser Technik sind: »Vor uns steht die Aufgabe, bei einem großen Personenkreis Interesse an den Personalcomputern zu wecken. Bisher wurden bei uns nur wenige solcher Computer hergestellt und fanden kaum Beachtung (eine Ausnahme bildete ein kleine Gruppe von Biologen, Chemikern und anderen Fachleuten, die zum Beispiel die Maschine 'Iskra 226' und einige wenige Personalcomputer verwenden). Der Kreis schließt sich: Es besteht keine Nachfrage nach Personalcomputern, und die Industrie stellt sie nicht her« (*Sowjetwissenschaft* 4/85).

Wie man sich über den Widerspruch hinwegtäuschte, von der 'neuen Tech-

nik' wie von einer Selbstverständlichkeit zu reden, obwohl sich in der Praxis keine Entsprechungen finden, beschreibt der stellvertretende Vorsitzende des Staatlichen Komitees für Erfindungswesen, J. Pugatschow in *Sowjetwissenschaft* 6/85: »Die 1977 vom Staatlichen Plankomitee der UdSSR, vom Staatlichen Komitee für Wissenschaft und Technik, von der Akademie der Wissenschaften der UdSSR sowie dem Staatlichen Komitee für Erfindungswesen gemeinsam herausgegebene Methodik zur Berechnung der ökonomischen Effektivität aus der volkswirtschaftlichen Nutzung der neuen Technik sowie der Erfindungen und Neuerorschläge interpretiert diesen Begriff so, daß praktisch jede Modernisierungsmaßnahme als 'neue Technik' oder 'neue Technologie' ausgegeben werden kann.« Das alles macht es erforderlich, wie Waltuch schlicht bemerkt, »zur Realisierung der strategischen Aufgaben unserer sozialökonomischen Entwicklung ... im Maßstab der Volkswirtschaft das derzeitige technologische System durch ein neues abzulösen«. Die Voraussetzung ist ein »tiefer Wandel« der *Produktionsverhältnisse*. Darin liegt das Problem.

Den »qualitativ neuen Zustand der Gesellschaft«, den die SU sich zum Ziel setzt, definierte Gorbatschow in fünf Punkten: »Es geht vor allem um — die wissenschaftlich-technische Erneuerung der Produktion und die Erreichung des Welthöchststandes in der Arbeitsproduktivität; — die Vervollkommenung der gesellschaftlichen Beziehungen, in erster Linie der ökonomischen; — tiefgreifende Veränderungen im Bereich der Arbeit sowie der materiellen und geistigen Lebensbedingungen der Menschen; — die Aktivierung des gesamten Systems der politischen und gesellschaftlichen Institutionen; — die Vertiefung der sozialistischen Demokratie und der Selbstverwaltung des Volkes.«

Der wiederholte Hinweis auf den qualitativen Charakter der Veränderungen heißt, daß nicht alles bereits gut ist und nun noch besser werden muß, sondern daß es anders werden muß. Die Zielvorgaben haben einen eigenen Inhalt, sind aber auch Negativdefinitionen des gegenwärtigen Zustandes. Die freundliche Attitude, den jeweils nächsten Schritt gesellschaftlicher Entwicklung mit dem Komparativ des Adjektivs zu benennen, das den vorangegangenen bestimmte, ist eine schlechte Angehnheit kommunistischer Diplomatie. Wenn es trifft, der weiß allerdings, wenn von seiner Sache gesagt wird, sie müsse noch besser werden, dann war sie bisher nicht gut, sondern schlecht.

Über den gegenwärtigen Zustand verbreiten die vorliegenden Berichte dann auch kaum Illusionen: »Wenn der Partefunktionär den Wirtschaftsfunktionär ersetzt, der Ingenieur Botengänge macht, der Wissenschaftler im Gemüselager und die Weiber in der Landwirtschaft arbeitet, dann können in keinem der Arbeitsbereiche wesentliche Ergebnisse erzielt werden. Leider kommt das nicht selten vor« (Gorbatschow, *Sowjetwissenschaft* 4/85.) »Es ist eigentlich eine elementare Norm des zivilisierten Lebens«, schreibt Burlazki, »daß man auf der Arbeit zu arbeiten hat. Doch offenbar muß man auch darüber sprechen. Arbeit besteht eben darin, daß man nicht einfach nur sitzt oder steht oder geht, sondern etwas tut, etwas herstellt«. Die »Psychologie des Nichtstuns«, gelegentlich unterbrochen durch »Stoßarbeit nach dem Hau-ruck-Prinzip« entspreche der Tätigkeit von Treidlern, im »Jahrhundert der Microcomputer« ist sie überholt. »Kann man im Kosmos oder bei der Landung eines Großraumflugzeuges mit 'Hau-ruck' etwas erreichen?«

Viele Wissenschaftler, so ist zu lesen, sitzen ebenfalls herum, Betriebe ergänzen sich 'weiche Pläne', »schöpferische« Arbeit wird, so Kossolapow,

Chefredakteur von *Kommunist*, (nach Sowjetwissenschaft 5/85) bei der Stimulierung »gar nicht beachtet«; eine »Schattenwirtschaft« wird beklagt (Jassin). Zwischen Ministerien und Betrieben läuft ein Spiel ab, das »Unternehmensspiel«, das W. A. Wolkonski vom Ökonomisch-mathematischen Zentralinstitut der AdW plastisch beschrieben hat: »Der Betrieb möchte einen möglichst niedrigen Plan erhalten und verheimlicht daher seine Reserven, das Ministerium hingegen möchte den Plan so hoch wie möglich ansetzen. Die 'optimale Strategie', die der Betrieb in diesem Spiel verfolgt, kann man als Paradoxon formulieren: Um zu den Besten aufzurücken zu können, muß man mit dem Plan wenigstens einmal so richtig 'einbrechen'. Die Erklärung ist ziemlich einfach. Angenommen, die Selbstkosten des Betriebes betragen 86 Kopeken je Rubel Produktion. Jährlich wird eine Selbstkostensenkung um 2 Kopeken geplant. Der Betrieb arbeitet gut, und nach fünf Jahren liegen seine Selbstkosten bei 76 Kopeken. Allerdings sind jetzt alle Reserven erschöpft, und nur unter äußerster Anspannung aller Kräfte kann der Plan erfüllt werden. Doch für das folgende Jahr wird eine weitere Selbstkostensenkung geplant. Falls sich das Erzeugnissortiment nicht wesentlich verändert lässt, bleibt dem Betrieb von nun an nichts weiter übrig, als jedes Jahr um Abstriche am Plan zu betteln, so daß er ihn mit Ach und Krach erfüllen kann. Dadurch entsteht im Betriebskollektiv eine hektische Atmosphäre, und es gerät in die Position eines 'Schlußlichts'. Unter diesen Bedingungen bietet sich dem Betrieb folgender Ausweg an: Um die Unionsproduktionsvereinigung oder das Ministerium davon zu überzeugen, daß der Betrieb so nicht weiter arbeiten kann, wird der Jahresplan beträchtlich untererfüllt (etwa um 10 bis 15 Prozent). Wenn die höheren Instanzen sich davon überzeugen, daß der Plan wirklich nicht erfüllt wird, können sie ihn

revidieren. Der Betrieb erhält dann für das folgende Jahr eine reduzierte Planaufgabe und kann wieder mehrere Jahre hintereinander die Kennziffern verbessern.« (*Sowjetwissenschaft 5/85*) usw.

All diese Erscheinungen sind nun nicht etwa russischer 'Trägheit' (Repin) oder dem Unvermögen des Sozialismus zuzuschreiben. Es sind Erscheinungen einer überholten sozialistischen Produktionsweise, die durch keinerlei Appell, die allein durch ihren 'tiefen Wandel' zu beheben sind.

Das bisher in der SU vorherrschende expansive Wachstum bescherte ihr einen in der Geschichte einzigartigen Aufschwung, nicht allein in Zeiten des sogenannten Kriegskommunismus, sondern auch danach, ließ sie zur 'Großmacht' (Sagladin) werden. Aber das Kennzeichen dieser Expansion, ihrer gesellschaftlichen und Produktionsverhältnisse insgesamt, ist die Administration von Entscheidungen in allen Varianten, einschließlich der stalinischen, die Bestimmung der Kennziffern der Produktion wie Distribution nach dem Schema 'Man darf' und 'Man darf nicht' (G. Kulagin, *Sowjetwissenschaft 6/85*). Dieselbe Methode aber, genauer die sie tragenden Produktionsverhältnisse, werden zu Hemmnissen der Produktion, zu Schranken der Produktivkraftentfaltung, wenn die auf dieser Basis aufgebauten Kapazitäten intensiv genutzt und weiterentwickelt werden sollen. Der auf Administration ruhenden Ökonomie und Gesellschaft mangelt es an individueller wie kollektiver Entscheidungsfähigkeit, die wiederum Voraussetzung des intensiven Wachstums sind.

»Eines der am wenigsten ausgearbeiteten Gebiete des Wirtschaftsrechts ist die Leitung durch den Plan. Nach den Worten von W. P. Schkredow 'haben sich die Wirtschaft und das Recht in der Sowjetunion historisch ... so entwickelt, daß sich die tatsächlich rechtliche Regelung vornehmlich auf den zi-

vilrechtlichen Bereich des Wirtschaftslebens erstreckte, während die Leitung durch den Plan lange Zeit von konkreten und einmaligen Verwaltungsakten, unzähligen Richtlinien, Verfügungen und Vorschriften beherrscht wurde'. Im Grunde hat sich dieses überaus wichtige Gebiet 'der tatsächlichen rechtlichen Regelung entzogen. Und darin liegt eine der Hauptursachen für die Verbreitung des Voluntarismus in der Planung'« (W. A. Wolkonski, *Sowjetwissenschaft 5/85*).

»Die Wurzel allen Übels liegt darin, daß in dem heutigen Mechanismus zwischen den Planaufgaben, die die gesamtstaatlichen Interessen zum Ausdruck bringen, und dem System der ökonomischen Hebel keine Übereinstimmung besteht. Weil diese Hebel nicht mit den Plani Zielen abgestimmt sind, wirken sie ihnen auf Schritt und Tritt entgegen. Deshalb wird im Leitungsmechanismus das Schwergewicht auf administrative Methoden gelegt und konzentriert man möglichst viele Wirtschaftsentscheidungen im Zentrum. Das wiederum hat zur Folge, daß die Leitung schwerfällig wird und es an Verantwortung mangelt« (N. P. Fedorenko, Direktor des Ökonomisch-mathematischen Zentralinstituts der AdW, *Sowjetwissenschaft 4/85*).

»Solange hundert Prozent Planerfüllung jene schicksalshafte Grenze bleiben, wo auf der einen Seite das Zuckerbrot und auf der anderen Seite die Peitsche wartet, werden wir niemals das Streben der Betriebe nach 'weichen' Plänen, das Verbergen von Reserven und die mißliche Praxis der Planfortschreibung überwinden können« (G. Kulagin, *Sowjetwissenschaft 6/85*).

Wie die Verlagerung der Verantwortung auf die Betriebe bei gleichzeitiger zentraler Leitung durch den Plan praktisch werden kann, ist die Frage, auf die es bisher keine Antwort gibt. Die Struktur der neu zu schaffenden Produktionsverhältnisse ist offen.

Eine interessante, fürs hiesige Ver-

ständnis zunächst befremdlich intensive Diskussion der Theorie des Widerspruchs begleitet die politischen, ökonomischen und soziologischen Arbeiten. Wadim Medwedew schreibt in *Gesellschaftswissenschaften*, 4/85: »Die Frage der Widersprüche im Sozialismus ist von methodologischer Schlüsselbedeutung für alle Gesellschaftswissenschaften, für die praktische Arbeit zur Verbesserung der gesellschaftlichen Beziehungen.« Daß diese Selbstverständlichkeit der materialistischen Dialektik in diesen Rang gehoben wird, ist ebenfalls nur im Blick auf die Notwendigkeit grundlegender Korrekturen der sozialistischen Produktionsverhältnisse zu verstehen. »Die Furcht vor jeglichen Widersprüchen und damit das Unvermögen, diese für die Entwicklung nutzbar zu machen, (...) die Vorstellung, Widersprüche seien immer etwas Schlechtes, etwas, das man beseitigen und auf irgendein nichtwidersprüchliches Wesen zurückführen müßt« (Buriazki), bestimmen Ökonomie und Alltagsleben einer auf Administration gebetteten Gesellschaft. Die wesentlich andere, vor allem höhere Komplexität intensiven Wachstums, vom Interessenkontrast belebt, muß dagegen auch im Sozialismus von einem 'Grundwiderspruch' (Medwedew) ausgehen, über dessen Lokalisierung noch gestritten wird, den viele aber zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen wahrnehmen. Jedenfalls ist »es unzulässig«, die »dem Sozialismus immanenten Widersprüche (...) allein mit Schwierigkeiten, Mängeln, Fehlern, Verstößen etc. zu identifizieren«.

Die für die Sowjetunion theoretischen und praktischen Probleme berühren selbstverständlich den Marxismus insgesamt, also auch die marxistischen Parteien in den entwickelten kapitalistischen Ländern, deren Einfluß in dem Maße zurückgegangen ist, in dem es der kapitalistischen Wirtschaft entgegen der marxistischen Prognose gelang, die Wissenschaftlich-techni-

sche-Revolution ihrem Wirtschaftsmechanismus zu integrieren, die intensiven Wachstumsfaktoren in einem nicht erwarteten Ausmaß zu stimulieren. Entwicklung und Ausgang der weit über das Stadium des Experiments hinausgehenden Veränderungen der Produktionsverhältnisse in der Sowjetunion könnten auch dazu beitragen, daß in diesen Parteien Konzeptionen entwickelt werden, die sie befähigen, in ihren eigenen Gesellschaften marxistische Prognosen vorzulegen, die tatsächlich eine Perspektive auf den Sozialismus haben. »Keine der heute — in Ost und West — relevanten sozialistischen Gruppierungen hat meines Wissens ein stringentes Konzept für die institutionelle und prozessuale Lösung der mithin auch und gerade auf genuin sozialistischer Grundlage entstehenden ökonomischen und sozialen Regulierungserfordernisse entwickelt«, schreibt Hansgeorg Conert im *Argument 154* (Gorbatschows Wirtschaftspolitik des indirekten Zentralismus).

T.N.

Während:
 »Während die Staaten des Rates für Genseitige Wirtschaftshilfe (RGW) zum Ende des Jahres ein Programm zur Entwicklung von Wissenschaft und Technik beschlossen, geriet Reagan innenpolitisch unter Druck«, schrieb Franz Sommerfeld in der *DVZ/tat*, 20.12.85. Während er diesen Satz schrieb, hätte er besser die Blätter für deutsche und internationale Politik, 8/85, lesen sollen, in denen Anton-Andreas Guha berichtete: »Die Produktivität unserer Wirtschaft beträgt nur 40% der amerikanischen«, räumen die beiden Abteilungsleiter bei Gosplan unumwunden ein und legen damit gleich den Finger auf die wohl schmerhafteste Wunde.«



Soli-Reise Nicaragua

16.03.86 — 01.04.86

Programmrundreise mit vielen Besichtigungen und Gesprächen. Flug ab/bis Fim, Reiseleitung, Dolmetscher, Doppelzimmer mit Halbpension, Informationsbroschüre, zuzügl. Visum DM 70,-.

DM 3279,-

Gemeinsam mit der Freundschaftsgesellschaft BRD-Kuba bieten wir an:

Cuba

- Cuba für Anfänger

25.02.86 — 17.03.86

Inforeihe: Drei Wochen Aufenthalt mit Gesprächsbesuch- und Besichtigungsprogramm, Vollpens., ab/bis West-Berlin

DM 2385,-

Gesundheitswesen

07.03.86 — 01.04.86

Eine Rundreise mit umfangreichem Fachprogramm, vielen Besichtigungen und Gesprächen ab/bis West-Berlin, Inlandsflug, Reiseleitung, Doppelzimmer und Halbpens. (bzw. Ü/Fr. in der Erholungswoche), Infobroschüre.

DM 3500,-

Kolumbien- Ecuador-Trip

Eine 16-tägige Rundreise - Linienflug Fim - Bogota und Quito - Fim, Unterbringung in 1- oder 2-Bett-Zimmern mit Du/WC in gebietsüblichem Standard, alle Transfers mit Bus, Taxen, Booten, Besichtigungsprogramm, Reiseleitung — ohne Verpflegung (je nach Anspruch ca. 5 - 7 USD pro Tag), Flughafensteuer für den Rückflug USD 15,- (6 bis 15 Teilnehmer).

DM 3275,-

**Eppendorfer Weg 105
2000 Hamburg 20
Tel. 040 / 491 60 66**

Herausgegeben von Heinz Ludwig Arnold

TEXT + KRITIK

Nr. 87

TEXT + KRITIK

Zeitschrift der Deutschen Autorengruppe Text + Kritik



Dieses und alle bisher erschienenen Hefte erhalten Sie in jeder guten Buchhandlung oder vom Verlag.

Lieferbar sind Hefte über:

Andersch, Adorno, Arendt, Bachmann, Bauer, Benjamin, Benn, Bernhard, Bloch, Böll, Braun, Brecht, Brinkmann, Büchner, Canetti, Celan, Döblin, Dürrenmatt, Eich, Enzensberger, Feuchtwanger, Fichte, Fleißer, Frisch, Goethe, Grass, von der Grün, Günther, Handke, Heine, Heißenbüttel, Hesse, Hochhuth, Jahnn, Johnson, Kisch, Klopstock, Koeppen, Kracauer, Kraus,

Verlag
edition text + kritik, Levelingstr. 6a, 8000 München 80

Kroetz, Krolow, S. Lenz, Lukács, Luther, H. Mann, Th. Mann, Mayröcker, Mon, Müller, Musil, Jean Paul, J. Roth, Sachs, Seghers, Schwitters, Strauß, Trakl, Tucholsky, M. Walser, R. Walser, E. Weiß, P. Weiss und Wellershoff

Wenn Sie übrigens die Reihe TEXT + KRITIK mit vier Nummern jährlich zum verbilligten Jahrespreis von DM 36,— für zunächst ein Jahr abonnieren, übersenden wir Ihnen Nr. 87 als kostenloses Leseexemplar.

An die edition text + kritik
Levelingstraße 6a
8000 München 80

Schicken Sie mir bald:

- Einen ausführlichen Prospekt über die Reihe TEXT + KRITIK
- Heft 87 über Carl Stormheim (112 Seiten, DM 15,50 DM)
- Heft 87 als kostenloses Leseexemplar. Gleichzeitig abonne ich die Reihe TEXT + KRITIK rückwirkend ab 1. Januar 1986 für zunächst ein Jahr.
- Ausführliche Prospekte über die Nachschlagewerke **Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur - KLG -** und **Kritisches Lexikon zur fremdsprachigen Gegenwartsliteratur - KLFG -**
- Gesamtverzeichnis aller lieferbaren Titel.

Name _____

Anschrift _____

F 7020 E

017007772/00186/000

HERRN
WOLFGANG ALBERS
PFALZBURGER STR. 72 A

1000 BERLIN 15

v - V

geplant für

2/86

Februar

Sabine Kebir

Punk oder Die herrschende Arbeiterkultur
Gramscis Beitrag zur modernen Kulturtheorie

Ulrich K. Preuß

Rechtsordnung und Friedenspolitik
Neuere Entwicklung und aktueller Stand

Jutta Brückner

**Göttliche Aufgaben in wohlgeordneten Zuständen idiotischer
Heiterkeit**
oder
Filme von Frauen

Wilhelm Paul

Lernprozesse mit ungewissem Ausgang
Schwierigkeiten einer besseren Union

Peter Furth

Troja hört nicht auf zu brennen
Über die Bewirtschaftung der Toten

Thomas Neumann
Der Halleysche Komet

außerdem Texte von Michael Ben, Agnes Hüfner,
Sigurd von Ingersleben, Roman Ritter u. a.

(Auslieferung 8. Februar)

Spitzenleistungen für die kleine plebejische Elite.

Es ist die materialistische Tradition des lustvollen Querdenkens und des hartnäckigen Zweifels, an die die DEBATTE anzuknüpfen versucht.

Linke Zeitung

Vor allem geht es den DEBATTE-Herausgebern um eine realistische Bewertung „der Stärke des Gegners“, die sie innerhalb der bundesdeutschen Linken für unterschätzt halten.

Hamburger Rundschau

Literarisch wurde sie in den bisherigen Heften vor allem von Peter Rühmkorf, Helmut Heissenbüttel und Franz Xaver Kroetz unterstützt.

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Es soll nicht zuletzt gegen linke Realitätsverluste angeschrieben werden.

Badische Zeitung

Dass sich in der DEBATTE defaitistische Tendenzen und bestimmte linksradikale Nuancen die Klinke in die Hand geben, ist die eine Seite. Andererseits scheint mir die sicherlich überzogene Provokation vom „ruhigen Land“ ihre eigene Legitimationsgeschichte im Frust mit linker Propaganda zu haben.

Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte

Absender:

Mit Angabe Ihres Berufes und Geburtsdatums können Sie uns zur besseren Kenntnis unserer Leser verhelfen:

ein Probeheft an die Absenderadresse

an:

Hier erleben die siebziger Jahre, das ideologische Jahrzehnt par excellence, ein von jedem Zweifel ungetrübtes Revival. Zitty

So geht doch aus der Gesamtheit der Beiträge – sei es aus Zitaten oder direkten Hinweisen auf Aktuelles, sei es aus direkter oder zwischen den Zeilen stehender Ironie – deutlich hervor, daß die Zeitschrift Ulbricht und Honecker immer noch viel näher steht als Glucksmann und Hannah Arendt.

Norddeutscher Rundfunk

Mischung aus Gotteslästerung, Liebe zur Utopie und schwarzem Humor.

Deutschlandfunk

Im Vertrauen auf historische Unkenntnis wird in die Welt gesetzt, solche Versuche von Fraktionsbildungen seien von Lenin auf dem 10. Parteitag der Kommunistischen Partei Russlands (Bolschewiki) gebilligt worden.

Unsere Zeit

Seit September 1984 erscheint monatlich ein Heft, Umfang achtzig Seiten, Ausstattung schlicht, aber professionell.

DIE ZEIT

hallo, ich bin das ohr.
können sie mich hören?

Ernst Jandl

An

**DÜSSELDORFER
DEBATTE**
Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

Karl-Anton-Straße 16

4000 Düsseldorf 1

DÜSSELDORFER DEBATTE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

Inhaltsverzeichnis des 1. und 2. Jahrgangs 1984 und 85 nach Autoren

Heinrich W. Ahlemeyer: Frieden oder unzufrieden?, 4/85. **Alfred Andersch:** Mit den Augen des Westens (Thomas Mann als Politiker), Nachdruck, 3/84. **Ingrid Bachér:** Der Maßstab, 6–7/85. **Johannes M. Becker:** Die FKP und ihre Bündnispolitik, 4/85. **Thorsten Becker:** Einige umständliche Überlegungen zu Heiner Müllers VERKOMMENES UFER MEDEAMATERIAL LANDSCHAFT MIT ARGONAUTEN, 12/85. **Matthias Beltz:** Selbsterfahrung, 3/85; Gift im Lebenszweck, 6–7/85. **Michael Ben:** Iloni soit qui mal y pense, 1/84; Was verrät der Verrat? Notizen beim Lesen von Jorge Seprún, 2/84; Populismus oder Die Geschichte des Universums unter besonderer Berücksichtigung von Alt-Lerchenfeld, 3/84; Lob der Bestechlichkeit; Legal, illegal, flexibel, 4/84; Wenn Hören und Schen vorgehen, 3/85; Der Watschenmann – Noch einmal über den Sturm im Wasserglas und die gegenwärtige Lage – Eine unendliche Geschichte, 4/85; Zeitschriftenschau, Volker Brauns Rimbaud-Essay, 11/85. **Frank Benseler:** Sozialismus und Demokratisierung – Ein nachgelassener Vorwurf von Georg Lukács, 5/85. **Bernhelm Boos (mit Glen Pate):** Notizen zur Analyse von IT-Wirkungen, 8–9/85. **Bertold Brecht:** Drei Reden über den Massenmenschen + Über die Lehre, Erstveröffentlichung, 3/85. **Wilfried von Bredow:** Ost-West-Konflikt und antagonistische Kooperation, 12/85. **Claus Bremer:** Guernica, 2/85; Gute Dramaturgie, 6–7/85. **Peter Brokmeyer-Lohfing:** Clausewitz oder Das Prinzip Krieg und seine Gegenkräfte, 2/84; Fragen auf Wunsch von Herrn K., 4/85; Die Metamorphosen der Politik und Saint-Simons Frage, 12/85. **Jutta Brückner:** Das Kostüm der Nacktheit, 5/85. **Till Brüttel:** Ein Dorf in dieser Welt – Einstichen, 3/85. **Rudolf Burger:** Die Sprache der Puppen oder Die Angst vor dem Widerspruch, 2/84. **Rob Burns:** Lady Thatchers 2. Krieg – Nach dem Streik der britischen Bergarbeiter, 4/85; Pessimismus des Verstandes – Optimismus des Willens, Zur Lage der britischen Linken im Thatcherismus, 6–7/85. **Roque Dalton:** Gedichte + Eine Kriö häckt der anderen ein Auge aus – Zwei Konzeptionen lateinamerikanischer Literatur, Nachdruck, 6–7/85. **Franz Joseph Degenhardt:** Die Lehrerin, 1/84. **Frank Deppe:** Wege ins Paradies?, 1/85. **Carlos Diablillo H.:** „Wo man Volkswagen baut, geht es den Menschen besser“, 5/85. **Heinz D. Dombrowski:** Mathematisierung von Gesellschaft, Natur und Mathematik, 12/85. **Fred Eckhard:** Kreativ und/oder solidarisch – Kunststücke, 2/85. **Elisabeth Endres:** Anti-Bergsteigh oder Aufklärung über die palavernde Unvernunft, 11/85. **Vridolin Enxing:** Wenn Süverkrüp Degenhardt wegrationalisiert – Erfahrungen mit computergesteuerter Musik, 6–7/85. **Manfred Esser:** Vom Anschein des Westens, 6–7/85. **Chup Friemert:** Sinnprothesen oder Design, 4/84. **Gerd Fuchs:** Die Wahrheit der Form – Die Form der Wahrheit, 1/84; Der Alp auf dem Hörne der Lebenden, 2/85; Johannes Bücker alias Schinderhannes, 8–9/85; Ein Schiffbruch, 11/85. **Georg Füllerth:** Drei Notizen ohne Fußnoten zum Einstieg in das Nachdenken über CDU und CSU, 1/84; Die Roosevelt-Linie, 3/84; Tiefgestaffelte Formation – Zu einigen neueren Selbstdarstellungen von CDU/CSU-Politikern, 4/85; Proetus für die Frauen, 5/85; Die Union als Gegenstand der Betrachtung, 8–9/85; Adenauers Teegegespräche 1950–1954, 12/85. **Peter Furth:** Frieden oder gerechter Frieden?, 8–9/85; Eine konservative Verteidigung des Marxismus – Arbeit und Dialektik in der marxistischen Philosophie, 10/85. **Jürgen Habermas:** Wolfgang Abendroth in der Bundesrepublik, 12/85. **Helmut Heissenbüttel:** Evolution ei-

ner Meldung aus der Mainzer Allgemeinen Zeitung, 2/85. Gerd **Herholz**: Dr. Jekyll Mr. Hyde - Bei uns, 3/85. Heinz-Joachim **Heydorn**: Bildung des Widerstands - aus „Wilhelm von Humboldt“, Nachdruck, 5/85. Werner **Hofmann**: Die gesellschaftliche Verantwortung der Universität, Nachdruck, 11/85. Agnes **Hüfner**: Rüstungswahnsinn, 3/85. Sigurd von **Ingersleben**: Die normative Kraft des Hypothetischen, 6 - 7/85. Urs **Jäggi**: Durchquerungen, 4/85. Mechtild **Jansen**: Die quötierte Frau - Keine Frauenpolitik ohne Feminismus, 12/85. Martin **Jürgens**: Wie man einen Krieg abbriicht, 6 - 7/85. Ilsemar **Kipphardt**: Zergliederung einer Verstörung, Fragment, Erstveröffentlichung, 2/85. Uwe **Koch**: Die Nacheinundachtziger, 3/84; Das Nationalgefühl der Nachgeborenen, 5/85; Gehuckelt hat es, 12/85. Dieter **Kramer**: „Sieghaste Hoffnungslosigkeit“ - Thomas Mann und die Versprechungen des 8. Mai 1945, 4/85. Joachim **Krausse**: Da kam etwas dazwischen, Neue Medien - eine Quersumme, 10/85. Klaus **Kreimeier**: Der Königsweg des Revolutionärs und die Ochsentour zurück (inkl. Michel Leiris über Rimbaud), 11/85. Franz Xaver **Kroetz**: Der Weihnachtstod, Volksstück (Bayrisches Requiem), 4/84. Wolfgang **Krohn**: Erzwingen Wissenschaft und Technik eine neue Ethik?, 2/85. Hans-Jürgen **Krysmanski**: Zehn Jahre Kontingenz - Der 22. Deutsche Soziologentag in Dortmund, 3/84. Jacques **Limburger**: Die Schönheit des Flickenteppichs - Der unaufhaltsame Wiederaufstieg der SPD, 6 - 7/85. Peter **Maiwald**: Notizbuch 1 - 8 in 1, 2, 3, 4/84, 2, 4, 6 - 7, 8 - 9/85; Maßnahmen, 3/85; Die Poccio, 8 - 9/85. Charles L. **McGehee**: Die Wagenburg, O-Ton Neokonservatismus, 11/85. Jawaharlal **Nehru**: Brief an Indira, 31. Juli 1933, Nachdruck, 5/85. Thomas **Neumann**: Ein ruhiges Land, 1/84; Grüne Hegemonie - Anmerkungen zu drei Büchern, 1/85; Bismarck auf dem Alexanderplatz, Ein Bericht, 3/85; Modern Times - Eine Paraphrase der letzten Rede Tschernenkos, 4/85; Der Einzige und sein Eigentum, 5/85; An gesichts einer offenen Tür - Ein ruhiges Land II, 8 - 9/85; Im Schüttan-Spiegel gebrochene Iltermunduren - Christoph Heins Roman Horns Ende, 11/85; Zeitschriftenschauen 1/84 bis 10/85 + Minister Fischer, 12/85. Arnhelm **Neusüss**: Enttäuschte Gewissheit - Nachwort zur Krise des Marxismus, 1/84; Die Rekonstruktion des Konservativismus, 3/84; Hythlodeus oder Die Entbehrllichkeit utopischen Denkens in der Moderne, 3/85; Fragen auf Wunsch von Herrn K., 4/85. Mustafa **Önal**: Ich habe zwei Seiten, 4/85; Die Dichtung und ich, 8 - 9/85. Michael **Otte**: Die Gottesfurcht vorm Denken der Computer, 2/84; Kunst und Wissenschaft oder Die individuell beförderte Einsicht in allgemeine Zusammenhänge, 1/85; Computer und menschliches Denken oder Die historische Objektivität des Subjektiven, 4/85; Die historische Objektivität des Subjektiven II, 6 - 7/85; Der direkte Weg des Denkens, 11/85. Glen **Pate** (mit Bernhelm Boß): Notizen zur Analyse von IT-Wirkungen, 8 - 9/85. Wilhelm **Paul**: GroßMachtPolitik - Will das Mündel Vormund werden?, 6 - 7/85; Spiegelbilder: Spiegelgefechte, - Die Intellektuellen und die Macht, 10/85. Karl **Pawek**: Die nützliche Mär von der bösen Gewalt, 1/84; Was ist an Zeus so lächerlich?, 3/84; Nicaragua, Ende November 1984, 4/84; Yankees raus!, 3/85. Hermann Peter **Piwitt**: Ein Held wird geboren, 1/84. Hans **Platschek**: Das Privileg der Malerei - Ködelhuder Fragmente, 2/84; Die Umarbeitung der Venus - Aus der Geschichte der Zwei-Kulturen-Debatte, Über Trotzkis „Literatur und Revolution“, 4/84; Als die Bilder hinken lernten, 8 - 9/85. Werner **Post**: Wird die Sache der Armen verraten? Zum Verständnis von Marxismus in der Instruktion der Glaubenskongregation, 4/84. Arne **Raeithel**: Das Lebendige, das Tote und die Symbolmaschinen, 1/85; Mütter, Väter und Wunschmaschinenkindcr, 4/85; Gegen eine technozentrierte Verkürzung des historischen Materialismus, 6 - 7/85; Intuitionen, Algorithmen und künstliche Intelligenz, 10/85. Helmut **Ridder**: Schluss und kein Dakapo!, 2/84; Nach dem Nichtbesuch oder Der Name Andreotti, 1/85; Konzertanz in Grün - Die außenpolitischen Herztöne der BRD-Eliten und ihrer freiwilligen Fußvölker, 2/85; Der Jurist Wolfgang Abendroth, 12/85. Roman **Ritter**: Die Halogenlampe, 2/84; Taubenmist, 3/84; Der riesige Lenin, 4/85; Leningrad im März, 5/85; Die fortwährende Lustigkeit der Münchner Lach- und Schießgesellschaft, 8 - 9/85. Peter **Rühmkorf**: Lieber Ben; Letzte Mohikanerin; Durch dauernde Gedanken an dich...; Gegen ein selbstgenügsam in Kunst gefasstes Leben, 1/85. Johannes **Schenk**: Mr. Niokis wird zur Reception gebeten; Postdampferkapitän, 1/85. Karl-Heinz **Scherfling**: Irrtrümmer, 11/85. Ronald M. **Schernikau**: Die Wahrheit ist westlich, 1/84; Ein Phänomen, 2/84; Über das Sonett, 3/84; Politik mögen, 2/85. Michael **Schneider**: Bomben-Existenzialismus, 1/84; (Bettine von Arnim): Die Verbrecher, 4/85. Robert Wolfgang **Schnell**: Ausgetrocknet, 3/84. Peter **Schütze**: ... denn ein Göttertisch ist die Erde... Nachdenken über einen neuen Umgang mit Friedrich Nietzsche, 3/84. Lucien **Seve**: Die FKP nach dem Bruch des Linksbündnisses,

Ein Gespräch von Johannes M. Becker, 3/84. Konstantin **Simonow**: Das Vernichtungslager, Nachdruck, 1/85. Michael **Springer**: Inseln am Ende der Welt, 1/84; Thesen über Macintosh, 2/84; Transitorisch (Krupp, ferngesehen), 3/85. Armin **Steil**: Selbstverwandlung und Ich-Opfer - Zur Ethik des Klassenvorrats, 10/85. Dieter **Süverkrüp**: Gebet eines Dissidenten, 1/84. Ralf **Thenior**: Motz, 2/84. Uwe **Timm**: Viele Wege führen nach Rom, 4/84; Karl Hermann **Tjaden**: Bemerkungen zum 'Technikfetischismus' von WRL, 8 - 9/85; Die Bedeutung der 'Wissenschaft von der Politik' Wolfgang Abendroths, 12/85. Frank **Unger**: Brief eines amerikanischen Neokonservativen an einen jüngeren linken Freund in der BRD, 10/85; Rationalität von Genf, 12/85. Rafael de la **Vega**: Die Lukács-Rezeption in der Bundesrepublik, 4/84; Über Helden und Gräber, 2/85; Die Rezeption von Karl Korsch in der BRD, 3/85; Fragen auf Wunsch von Herrn K., 4/85; Lenins Zwei-Kulturen-Theorie und Gramscis Kulturbegriff, 5/85; Das späte Ich - einige Bemerkungen zu Klaus Kreimeier, 11/85. Maria **Vonderbank**: Stuttgart, Friedrichstraße, 1/84; Erlebtes, 2/84. Manfred **Vosz**: Auf beiden Seiten der Front - Eine Reise durch El Salvador (I), 2/85; (II), 3/85. Johannes **Weyer**: Kontinuität oder Bruch - Die Nachkriegsplanungen des deutschen Kapitals 1943 ff., 6 - 7/85. Franziska **Wiethold**: Werden die Gräben wieder zugeschüttet? Der Kampf um die 35-Stunden-Woche, 2/84; Die Balance des Widerspruchs - Arbeiterbewußtsein und Krise, 2/85; Wenn einfache Wahrheiten schwierig werden - Anmerkungen zu WRL, 6 - 7/85; Stabilität und Wankelmut - Mythen um den Kern der Arbeitersklasse und die Intelligenz, 11/85. **WRL**: Gegen eine technikkritische Wende im Marxismus, 5/85; Gegen einen zivilisationskritisch aufgeblasenen feministischen Idealismus, 8 - 9/85. Rainer **Zech**: Vielfalt statt Einfalt - Aus der Diskussion der Friedensbewegung. **HIARAKIRI** - neueste Selbstdmordversuche unter Freunden, 1/84 bis 2/85, 4/85 bis 8 - 9/85, 11 und 12/85. Sie müssen verstehen, es ging alles wie von selbst - Ein Tonbandprotokoll, 1/85. Miszellen, Editorials ...

1986:

Ich abonne die **Düsseldorfer DEBATTE** und ermächtige Sie widerruflich, die fälligen Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. (Diese Vereinbarung kann innerhalb von zwci Wochen zurückgezogen werden. Danach gilt eine Kündigungsfrist von drei Monaten vor Ablauf des jeweils mit dem Bestellmonat beginnenden Abonnement-Jahres.)

Name: _____

Vorname: _____

Straße/Nr.: _____

Telefon: _____

PLZ/Wohnort: _____

Bankleitzahl: _____

Konto: _____

Geldinstitut: _____

Datum: _____

Unterschrift: _____

Erscheinungsweise: monatlich, außer Juli/August, Einzelheftpreis 15,- DM, im Abo 12,- DM, jeweils plus Versandkosten.

Abbuchungen:
vierteljährlich halbjährlich

Das Abonnement soll ein **Geschenk** sein. Empfänger:

Ich bestelle Einzelheft(e) gegen Rechnung (Monat): _____ (Jahrg.): _____

Alle fragen sich, wer uns finanziert - Wir uns auch!
Konto 31046-209 Postgiroamt Hamburg, BLZ: 200 100 20
GbR P. Maiwald, M. v. Bentivegni